Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur

Zweiter Jahrgang / Nummer 44 / Berlin, 30. Oktober 1908

Politisches Glossarium / Von Johannes W. Harnisch

Die „Hamburger Nachrichten“ verlangen zum Thema „Sparsamkeit im Reichshaushalt“ eine größere Zurückhaltung im Ausbau der Sozialpolitik. Zu diesem Zwecke sei die lex Trimborn wieder aufzuheben (nach der aus den Ueberschüssen der Zölle bis spätestens zum 1. Januar 1910 die Witwen- und Waisenversicherung eingeführt sein soll). Der Wunsch wird begründet einmal mit den großen finanziellen Opfern, die das Reich für die neue Versicherung wird bringen müssen; sodann mit den bekannten allgemeinen Erwägungen gegen die Sozialpolitik überhaupt; Erwägungen teils Bismarck'scher, teils Darwin'scher Herkunft: Schwächung des Pflichtgefühls, des Selbsterhaltungstriebes u. s. f.

Mir ist kein Zweifel, daß in der Tat durch die Sozialgesetzgebung derartige Wirkungen (siehe Rentenkrankheit) auch erzielt worden sind. Aber so, wie die „Hamburger Nachrichten“ sie sehn, liegen die Dinge doch nicht: Gerade wer zugibt, Pflichtgefühl und Selbsterhaltungstrieb seien in den sozialversicherten Schichten herabgemindert worden, kann unmöglich denen die staatliche Zwangsversicherung entziehen wollen, für die auch der pflichtbewußte, von starkem Selbsterhaltungstriebe belebte Arbeiter kaum je sorgen kann.

In der Sozialgesetzgebung gibt es nur ein Entweder — Oder. Entweder: Man hält dafür, die Vorteile der Sozialversicherung überstiegen ihre Nachteile; dann muß man sie eben soweit ausbauen, daß sie alle wichtigen Fälle unverschuldeter Not deckt. Oder: Man hält dafür, daß ihre Nachteile die Vorteile übersteigen; dann muß man die ganze Sozialversicherung wieder abschaffen. (So steht's theoretisch; und vom praktischen Standpunkt aus ist die ganze Diskussion müßig.)

Das bisher Gebaute stehn lassen und nur vom weiteren Ausbau absehn, ist unsinnig und inkonsequent. Daß der sozialpolitische Wetteifer der Parteien aus Liebedienerei vor dem König Demos herzuleiten ist, ist zwar richtig; aber auch hieraus läßt sich nur mit Hilfe einer absonderlichen Logik ein Grund dafür ableiten, die gewünschte Inkonsequenz zu begehn.

*

Eine verspätete Anmerkung zum Journalistenkongreß. Handelt von der Macht der Presse. Von ihr haben wir genug zu hören bekommen. Doch, scheint mir, das Entscheidende nicht.

Nämlich: Die Macht der Presse, des einzelnen Organs wie vorzüglich der Gesamtheit, ist da groß, wo man sie fürchtet. Also (ich berührte das schon einmal von der andern Seite her) bei den Staatsmenschen. Ferner bei den Abgeordneten und allem, was sonst druckerschwarzen Wohlwollens bedarf: Theaterdirektoren, Künstler, Schriftsteller. Schon bei den Kommunalbehörden ist sie recht gering. Am geringsten ist sie bei dem, von dem sie abhängig ist: beim Publikum.

Schulfall: Die Affäre. Ich kenne Kreise, in denen nur die durchaus wohlgesonnene Presse gelesen wird. Heißt: „Tägliche Rundschau“, „Deutsche Zeitung“, „Post“, „Kreuzzeitung“. (In der Tat, ich kenne auch Leser der beiden letztgenannten Blätter. Es erstaunt

mich selbst, weil es zu dem Schlusse zwingt, daß sie überhaupt Leser haben; was man im allgemeinen zu bezweifeln pflegt.) Bekanntlich ist in den vier genannten Organen Harden vom Juni vorigen Jahres an bis heute der gleiche niederträchtige Schubjak geblieben. Daß er dies sei, ist den Lesern zu immer wiederholten Malen bewiesen worden; durch Aufzählung seiner Schandtaten im Einzelnen, durch genaue Darstellung seiner niedrigen Motive u. s. f. Bekanntlich hat Harden auch niemals „Material" gehabt. Was er gegen den „bedauernswerten Fürsten" schließlich vorbrachte, ist ihm später zugetragen worden. Bekanntlich hat er wetter, er, den deutschen Namen geschändet und bekanntlich (so hieß es etwa wörtlich in der „Post") ist auch durch die Entschleierung des wohlvermummten Aegirbarden „für die infame Insinuation Hardens, daß der Kaiser von einem Kreise abnorm empfindender Männer umgeben gewesen sei, nicht der Schatten eines Beweises erbracht worden."

Man sollte meinen, wenn die Presse einmütig über ein Jahr lang die Dinge in dieses Licht — Licht? — rückt (einmütig: von allen Tageszeitungen Berlins haben nur die beiden Ullstein-Blätter die Hardenhetze nicht mitgemacht), so müßte sich allmählich im Leserhirne ein intellektueller Bestand gebildet haben, der selbsttätig alle neu hinzukommenden Tatsachen im gleichen Sinne einregistriert.

Ich war starr, als ich dieselben Leute, die vor dem Münchener Prozesse beim Bierglase von der Presseentrüstung über Harden überschäumten, nach dem Münchener Prozesse die gleiche Materie traktieren hörte. Jetzt hieß es bei den Intelligenteren: „Man mag über Harden sagen, was man will", (mit dem deutlichen Untertone: „Ich sage nichts Schlechtes über ihn") „jedenfalls ist es ein Verdienst von ihm . . ." Wie kam das? Die Presse hatte nicht geschwenkt. Kaum, daß ihre Beweise für Hardens Gemeinheit hinfällig geworden waren. Denn die Katonen hatten meist für alle Fälle vorgesorgt und die Gemeinheit Hardens und seines Vorgehens auch für die abstrakte Möglichkeit, seine Behauptungen träfen zu, bewiesen.

Was war? Einfach das: Das Grund- und Leitmotiv der Presse war gewesen: Harden ist ein Schubjak; denn Phili und Konsorten sind nicht homosexuell. Auch die kunstreichsten logischen Verschlingungen waren ja nur Draperien um diesen grundlegenden Satz. Nun ergab sich eine Verschiebung der Tatsachen: Phili und manche Konsorten waren homosexuell; woraus sich zunächst einmal für jedwedeinen die Folgerung ergab: Harden war im Recht. Nun schimpfte die Presse gleichwohl auf ihn weiter. Veränderung gegen früher: Der intelligentere Leser hatte im Bewußtsein, daß das ursprüngliche Grund- und Hauptargument entfallen war. Als die Presse trotzdem am früheren Standpunkt festhielt, wurden ihre noch so kunstvollen logischen Eiertänze von ihm mit dem Euphemismus „Zeitungsgewäsch" abgetan.

So daß sich ergibt: Im allgemeinen nimmt der Zeitungsleser zwar die Meinung seines Organes an. Denn er hat ja keinen Anlaß, sich irgend näher mit dem behandelten Gegenstande zu beschäftigen. Was interessiert's dich oder mich, ob die Jungtürken, die Bulgaren, Muley Hafid einen Lobstrich verdienen oder nicht? Sogar: Was interessierts die Meisten, ob Bülow oder Rheinbaben oder Bassermann einen Lob- oder einen Tadelstrich verdienen? Man nimmt die Wertung der Zeitung ruhig hin, behält sie in der Erinnerung und hat dann dauernd das Urteil: Bülow verdient Lobstriche; oder: die Bulgaren verdienen Tadelstriche. Hat man aber irgend welchen Anlaß, sich mit dem Thema der Presse selbst zu beschäftigen — sagen wir: Harden; oder Wilhelm Voigt; oder die Tabaksteuer — so ist der Einfluß der Presse als urteilsbestimmenden Faktors gleich Null gegenüber den anderen urteilsbestimmenden Faktoren. Man hegt vor der Presse viel zu wenig Hochachtung, als daß ihre beredtesten Expektorationen das Urteil formen könnten. Dazu dringen sie nicht tief genug. Man liest über sie hin. Sie gehen, vulgär, zum einen Ohr herein und zum andern hinaus.

Damit ist deutlich sichtbar die Grenze der Pressemacht gezogen. Die öffentliche Meinung besteht neben ihr. Sie deckt sich mit ihr solange, als die angeregten Fragen sie nicht tiefer beschäftigen; oder als die Presse in der Tat das der Allgemeinheit Einleuchtende ausspricht. (Größer ist ihre Macht auf dem Lande. Wo auf einem Rittergute „Tägliche Rundschau", „Deutsche Tageszeitung" und „Jäger und Wild", abgesehen vom Leihbibliotheksabonnement

der Gutsherrin, den einzigen geistigen Nährstoff bilden, werden sie viel intensiver verarbeitet und wirken infolgedessen in ganz anderer Weise urteilformend, und auch urteilbegründend, als beim Stadtleser. Hier tritt die Korrektur, wenn die Presse fälschlich urteilte und eigene Erfahrungstatsachen dem Falschurteile nicht entgegenstehen, wenn überhaupt, erst spät ein; bei gelegentlicher Berührung mit der öffentlichen Meinung der Großstadt oder der leitenden Kreise).

*

Unteranmerkung zum Vorigen: Wenn sich die Presse über die Grenzen ihrer Macht klar wäre, so würde eine ihrer schlimmsten Eigenschaften verschwinden: der Unfehlbarkeitswahn.

Also: Irgend ein grundlegendes Ereignis tritt ein. In der wahnsinnigen Hatz der Frohn verhaut sich der Leitartikler. Später sieht ers ein. Er möchte zurück. Er darf nicht. „Wir dürfen doch nicht einräumen, daß wir uns geirrt haben." Und nun muß an der irrtümlichen Erstmeinung festgehalten werden; darf höchstens ein ganz langsames, kunstvolles Abbiegen zum Richtigen vorgenommen werden. Die Meinung ist: „Der Leser merkts nicht." Die Meinung ist irrtümlich, der Leser merkts. Und quittiert über das Gemerkte. „Die Esel!" oder „die verlogene Bande!"

Der Wahn, infallibel zu sein, schädigt Päpste, Reichstagspräsidenten und Presse in gleichem Maße.

*

Rom. Thronsaal im Vatikan. Der Papst empfängt eine Deputation des Bundes katholischer Gewerkschaften. Sie hat ihm den Petrespfennig mitgebracht. Er dankt ihr dafür und meint weiter: ihren wunderbaren Aufschwung verdankten die Gewerkschaften ihrem kindlichen Gehorsam und ihrer Unterordnung unter den Schutz der Kirche.

Wie verlautet, beabsichtigt August Bebel, unter Hinweis auf diese päpstliche Allokution, die Stellung der Freien Gewerkschaften zur sozialdemokratischen Partei revidieren zu lassen. Kindlichen Gehorsam könne diese so gut wie die Kirche entgegennehmen; Schutz genau so gewähren; zumal sie ja gleich jener ein hierarchischer Aufbau aus allerlei verknöcherten Dogmen wäre. Bebel ist beglückt, für seinen nie recht zur Geltung gekommenen Standpunkt, die Gewerkschaftler müßten besser Order parieren, jetzt die Autorität eines richtigen Papstes neben seine parteipäpstliche stellen zu können.

Ernsthaft: In welcher Welt lebt der Papst, daß er die Erfolge einer sozialen Kampfgemeinschaft auf deren kindlichem Gehorsam gegen die Kirche begründet sieht? Wie malt sich diesem Kopfe die Welt? Dabei stammt doch der Papst aus den niederen Volksschichten; aus Kreisen, die sich ernsthaft mit dem Leben herumzuschlagen haben. Muß also doch einige Erinnerung an und einigen Blick für die Gesetze sozialen Geschehens behalten haben.

Conclusio a minore ad maius: Wieviel Einblick in das soziale Geschehen mag sich ein geborener Monarch aneignen? Exemplifikationen will ich sparen.

*

Eine Eingabe verschiedener Sittlichkeitsvereine an die zuständigen Ministerien. Protest gegen die Gestattung der Nacktdarstellungen. Die Eingabe konstatiert „tiefe Entrüstung in allen Kreisen der Bevölkerung" über die Gestattung der Schönheitsabende. Weiterer Gedankengang: Die schon jetzt erschreckend verbreitete Unsittlichkeit nagt am Marke unseres Volkes, dessen Kraft und Gesundheit aufs Spiel stellend; und das Gift der Verseuchung ist bereits bis in die untersten Altersklassen hineingedrungen. „Kommt jetzt dieser dreiste Kultus des Nackten zu den übrigen Ursachen für die Verbreitung der Unsittlichkeit noch hinzu, dann werden die Verheerungen unberechenbar sein."

Man fragt sich: Was soll denn eigentlich noch verheert werden? Sintemalen doch bereits das Mark angenagt ist . . .

Man spricht viel und mit Recht vom liberalen Phrasenrausche. Den Sittlichkeitsphrasenrausch finde ich noch unerquicklicher. In Neupreußen muß nun einmal der Mund bis zum Platzen vollgenommen werden. Das vom Gifte der Verseuchung angenagte Mark unseres Volkes — drunter tut man's nicht. Auch nicht, wenn durch die bombastische Begründung das Geforderte dem Lächerlichkeitsfluche verfällt. Und es ginge doch wirklich auch anders. Die „Ostpreußische Zeitung" hat einen Leitartikel von genau derselben Tendenz gebracht, die die Eingabe und der neulich erwähnte Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" haben. Es war ein Vergnügen, ihn zu lesen. Und sicherlich wirkt er überzeugender als aller Wehgesang von der Verrottung unserer Kultur und alles Wehgeschrei über das angenagte Mark unseres Volkes.

General Kuropatkins Memoiren

Schluß

Allgemein gesprochen bleibt in der Schlacht der Sieger, der den Tod am wenigsten fürchtet. Wir waren in früheren Kriegen ebenso unvorbereitet wie in diesem, auch in früheren Kriegen machten wir Fehler, aber wenn wir das Uebergewicht moralischer Kraft auf unserer Seite hatten, wie in den Kriegen mit Schweden, Frankreich, der Türkei, den kaukasischen Bergvölkern und den Eingeborenen von Zentralasien, dann waren wir siegreich. Im letzten Kriege war unsere moralische Kraft aus schwer zu erklärenden Gründen der der Japaner unterlegen. Und das war der Grund für unsere Niederlagen, mehr als die Fehler der Generalität. Das zwang uns, die größten Anstrengungen zu machen, um überhaupt Erfolg zu haben.

Unser Mangel an moralischer Kraft — im Vergleich zu den Japanern — betraf die ganze Armee, vom Höchstgestellten bis zum gemeinen Soldaten, und beeinträchtigte unsere Gefechtskraft ungemein. In einem unter ungleichen Bedingungen geführten Kriege, d. h. in einem Kriege, in dem die Armee das Vertrauen und die Ermutigung des Landes besaß — hätten dieselben Offiziere und Soldaten weit mehr erreicht, als sie in der Mandschurei tatsächlich erreichten. Das Fehlen kriegerischer Begeisterung, moralischer Erhebung und tatkräftigen Vorgehens wirkte auf unsere Widerstandskraft in der Schlacht äußerst ungünstig ein. Vielfach war unsere Entschlossenheit nicht ausdauernd genug, um solche Feinde wie die Japaner niederzuzwingen. Statt mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit in den ihnen bezeichneten Stellungen zu verharren, zogen sich unsere Truppen oft zurück. In solchen Fällen fehlten unseren befehligenden Offizieren aller Rangstufen ohne Ausnahme Macht und Mittel, die Sache wieder gutzumachen. Es wurden keine erneuten und vermehrten Anstrengungen gemacht, dem Feinde den Sieg zu entreißen, sie verhinderten den Rückzug unserer Truppen nicht, ordneten ihn vielmehr sogar selbst an! Das Heer dagegen hat nie sein strenges Pflichtbewußtsein verloren, und dieses Pflichtgefühl setzte manche Divisionen, Regimenter und Bataillone instand, ihre Widerstandskraft von Gefecht zu Gefecht zu erhöhen. Diese Eigentümlichkeit im letzten Kriege, verbunden mit unserem schließlichen numerischen Uebergewicht und einem deutlich wahrnehmbaren Nachlassen des japanischen Eifers geben uns Veranlassung, der Zukunft voll Vertrauen entgegenzusehen und ließ einem Zweifel an unserem endlichen Siege keinen Raum.

Unter anderen Gründen für den Erfolg der Japaner kann ich noch folgendes erwähnen:

Die Hauptrolle im Kriege mußte unserer Flotte zufallen. Im Admiralstab sowohl wie im Generalstab war eine genaue Aufstellung aller japanischen Kriegsschiffe vorhanden. Aber die Leiter der Marineangelegenheiten im fernen Osten rechneten nur mit Belastung, Geschützen und Kalibern. Als sie im Jahre 1903 feststellten, daß unsere Flotte im fernen Osten in ihrer Gesamtheit der japanischen überlegen sein müßte, nahmen sie als unsere Operationsbasis nachstehende Folgerungen an:

1. „Die Stärke der japanischen Flotte im Vergleich zur unsrigen ist derart, daß eine russische Niederlage ausgeschlossen erscheint."

2. „Die Landung der Japaner bei Yinkow oder in der koreanischen Bucht muß als unausführbar angesehen werden."

Die Stärke der Landmacht, die für einen siegreichen Krieg mit Japan erforderlich sein würde, hängt von dreierlei Umständen ab:

1. von der Stärke des Heeres, das Japan in der Mandschurei aufstellen oder über unsere Grenze bringen könnte,

2. von der Stärke der Flotte,

3. von der Leistungsfähigkeit unserer Eisenbahn, die unsere Truppen auf den Konzentrationspunkt zu befördern haben würde.

Wenn unsere Flotte die japanische niederkämpfen konnte, waren militärische Unternehmungen auf dem Festlande nicht mehr nötig. Aber selbst wenn die Japaner in einer allgemeinen Seeschlacht nicht bezwungen würden, so müßten sie doch darauf achten, Herren zur See zu bleiben. Sonst wären sie gezwungen, einen ansehnlichen Teil ihres Heeres zum Schutz ihrer eigenen Küsten in der Heimat zu belassen. Ohne Beherrschung des Meeres konnten sie einen Landungsversuch auf der Halbinsel Liao-tung nicht wagen, sondern mußten durch Korea marschieren, wodurch wir Zeit zur Sammlung unserer Truppen gewonnen hätten. Durch ihren verzweifelten Nachtangriff auf unsere Flotte vor erfolgter Kriegserklärung*) gewannen sie zeitweilig eine Ueberlegenheit an Panzerschiffen uns gegenüber, von der sie den ausgiebigsten Gebrauch machten, um Herren der See zu bleiben. Unsere Flotte leistete dem Feinde überhaupt keinen Widerstand — speziell nach dem Tode des Admirals Makaroff, der gerade im höchstkritischen Augenblick für die Ausführung des japanischen Feldzugsplanes eintrat. Als die Japaner in unmittelbarer Nähe Port Arthurs ans Land gingen,

*) Es verdient hervorgehoben zu werden, daß General Kuropatkin jetzt diesen Nachtangriff *verzweifelt* nennt und ihn nicht als verräterisch und hinterlistig hinstellt. *Damals* erklärte ihn die russische Regierung für eine ehrlose Verletzung zivilisierter Gebräuche und des internationalen Rechts, während die loyale russische Presse Japan gegen die Verachtung der Welt als betrügerischer und verräterischer Feind in Schutz nahm. Es ist eine interessante, aber wenig bekannte Tatsache, daß der Zar selbst dem Admiral Alexeieff den Befehl gab, die Japaner in derselben Weise anzugreifen, d. h. bevor irgendeine Kriegserklärung erfolgt wäre. In der geschichtlich-wichtigen Reihe von offiziellen Telegrammen aus den Archiven von Port Arthur, die in der liberalen russischen Zeitschrift „Osvobozhdenie" in Stuttgart im Jahre 1905 veröffentlicht wurden, findet sich auch folgendes Telegramm des Zaren an den Vizekönig, das er gleich nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen seitens Japans absandte:

St. Petersburg, 26. Januar 1904, 05.*)

Alexeieff, Port Arthur.

Es ist wünschenswert, daß die Japaner und nicht wir die Feindseligkeiten eröffnen. Sie sollen daher, wenn sie uns nicht angreifen, ihrer Landung in Süd-Korea oder an der östlichen Küste nach Norden zu, bis Gensan einschließlich, keinen Widerstand entgegensetzen. Wenn aber ihre Flotte eine Landung an der westlichen Küste vornimmt, oder ohne eine Landung bis zum 38. Grad nördlich vorgeht, sind Sie ermächtigt, sie anzugreifen, ohne den ersten Schuß von ihrer Seite abzuwarten. Ich verlasse mich auf Sie. Gott helfe Ihnen. gez. Nikolaus.

Dieses Telegramm unterschrieb der Zar eigenhändig. Es hat daher den Anschein, als ob Rußland beabsichtigt hätte, Japan anzugreifen, ohne die Kriegserklärung abzuwarten, aber Alexeieff war nicht schnell genug. G. K.

*) „Osvobozhdenie", Stuttgart, 6./19. Juli 1906, Nr. 73

machten wir nicht einmal einen Versuch, sie daran zu hindern. Die Folgen dieser Untätigkeit waren für unsere Armee äußerst nachteilig. Die Japaner hielten es durchaus nicht für unmöglich, wie unsere Marineautoritäten es angenommen hatten, Truppen in der koreanischen Bucht zu landen, sie konnten uns sogar mit einer Landung längs der ganzen Küste der Halbinsel Liao-tung, von Kwangtung aus angefangen, drohen. Trotz unserer Schwäche zu Lande hielt Admiral Alexeieff dennoch eine weite Zerstreuung unserer Truppen für angebracht, und so bereiteten wir uns darauf vor, den Japanern am Yalu, bei Yinkow und in der Provinz Kwangtung entgegenzutreten. Der Admiral billigte sogar die Teilung unserer Streitkräfte zur See, so daß wir überall schwach waren.

Statt eine Landung in Korea allein zu bewerkstelligen, wie nach dem in Port Arthur ausgearbeiteten Plan angenommen wurde — landeten die Japaner mit ihrer immensen Transportflotte drei Armeen auf der Halbinsel Liao-tung und eine vierte in Korea. Während sie eine Armee vor Port Arthur zurückließen, rückten sie mit den drei anderen gegen unsere Streitkräfte vor, die sich langsam auf der Strecke Haicheng-Liaoyang in der Südmandschurei zusammenzogen. Auf diese Weise erzielten sie dieselben Vorteile zu Lande, nachdem sie schon zur See die Initiative ergriffen hatten. Als Herren der See durften sie die Verteidigung ihrer eigenen Küsten ruhig vernachlässigen und ihre ganze Streitmacht gegen uns verwenden. Im Gegensatz zu unseren Vermutungen konnten sie infolgedessen in der ersten Staffel des Krieges uns eine Streitmacht entgegenstellen, die der unsrigen überlegen war. Sie vermochten als Herren der See ihre Armeen schnellstens mit der nötigen Munition zu versehen und in wenigen Tagen bedeutende Mengen Proviant auf das Schlachtfeld zu schaffen, wozu wir mit Hilfe der Eisenbahn ebenso viele Monate gebraucht hätten. Des weiteren gab ihnen die Herrschaft zur See und die völlige Untätigkeit unserer Flotte einen anderen, nicht minder wichtigen Vorteil. Sie brachten in völligster Sicherheit Mengen von Kriegsproviant, Waffen, Pferden und Vieh, das in Europa und Amerika bestellt wurde, in ihre Häfen und Arsenale. Ihre Verbindungslinien waren kurz und sicher, während wir achttausend Werst von unseren rückwärtigen Hilfsquellen entfernt und mit der Heimat nur durch eine Eisenbahnlinie verbunden waren. Die Vorteile, die sie dadurch über uns erlangten, waren enorm. Die langsame Konzentration unserer Armee, die achttausend Werst über eine eingleisige Bahnstrecke herangebracht werden mußte, gab ihnen Zeit, schon als der Krieg begann neue Truppenkörper in erheblicher Stärke aufzustellen und zur Front abzusenden. Sie hatten Zeit genug, ihr Heer mit zahlreichen Maschinengewehren auszurüsten, nachdem sie in den ersten Zusammenstößen die Wirkung des Maschinengewehrfeuers erprobt hatten.

Das militärische Operationsfeld in der Mandschurei war den Japanern seit ihrem Kriege mit China vertraut. Die Hitze, die schweren Regenwetter und die Berge waren ihnen wohlbekannt, zumal sie all das von ihrem eigenen Lande her gewohnt waren. Besonders in den Bergen fühlten sie sich zu Hause, während unseren Truppen ein bergiges Gelände sehr unbequem war. Außerdem hatten die Japaner in den zehn Jahren, in denen sie sich auf den Krieg mit uns vorbereiteten, nicht allein die Mandschurei studiert, sondern sich dort auch ihre eigenen Agenten gesichert, die ihrem Heere die ausgezeichnetsten Dienste leisteten. Die Chinesen unterstützten die Japaner trotz der mitunter grausamen Strenge, mit der sie von diesen behandelt wurden. Obwohl wir an Kavallerie numerisch überlegen waren, wußten die Japaner im allgemeinen über die Stärke unserer Truppen und deren geplante Verwendung ausgezeichnet Bescheid, während wir oft im Dunkeln tappten.

Uns gegenüber waren die Japaner beträchtlich im Vorteil infolge ihrer großartigen Verproviantierung, ihrer Maschinengewehre, ihrer zahllosen Gebirgsgeschütze, ihres ausreichenden Munitionsersatzes und ihrer Angriffs- und Verteidigungsweise, in der Anlage von Drahthindernissen, Minen und der Verwendung von Handgranaten. Ihre Organisation, Ausrüstung und ihre Transportwagen waren dem Operationsgelände über-

all besser angepaßt als bei uns und ihre Sappeurabteilungen zahlreicher als die unsrigen.

Die japanischen Soldaten waren so zur Selbständigkeit erzogen worden, daß sie im Notfall die Leitung übernehmen konnten. Sie wurden von den fremden Militärattachés als intelligent, unternehmungslustig und geschickt geschildert. In ihren Gefechtsinstruktionen wurden nach Beginn des Krieges einige wesentliche Aenderungen vorgenommen. Zum Beginn z. B. waren Nachtangriffe nicht empfohlen. Als diese sich aber bald als vorteilhaft erwiesen, wandte man sie in der Folge häufig an. Major v. Luwitz, ein deutscher Offizier, sagt in seiner Broschüre „Der japanische Angriff im ostasiatischen Krieg 1904/05", daß das Geheimnis des japanischen Erfolges vor allem in dem Bestreben lag, dicht an den Feind ohne Rücksicht auf die Folgen heranzukommen, obwohl sie auch kein Mittel unbeachtet ließen, einen Angriff wirkungsvoll zu gestalten.

Auch die Unteroffiziere im japanischen Heer waren den unsrigen weit überlegen infolge der besseren Erziehung und größeren geistigen Fähigkeiten des einfachen japanischen Mannes, von denen gewiß mancher mit gutem Erfolge die Obliegenheiten eines Unteroffiziers hätte wahrnehmen können. Die Fehler unserer Soldaten, der regulären wie der Reservisten, waren eben Fehler des ganzen Volkes. Die Landleute waren geistig nur wenig entwickelt, dem Volke fehlte der kriegerische Geist. Die Folge davon war, daß es auch im Heere keinen Kampfeseifer gab. Die geistige Trägheit unserer Soldaten war ein großer Nachteil für uns, weil ein Krieg heutzutage an den einzelnen Soldaten viel größere Anforderungen an Intelligenz und Selbständigkeit stellt. In geschlossener Masse sowie in aufgelöster Ordnung fochten unsere Leute heldenmütig; aber ihrer Offiziere beraubt, neigten sie eher zum Rückzuge als zum Vorgehen. In geschlossener Masse waren wir sehr stark, aber nur wenige unserer Soldaten verstanden, ohne Leitung sich im Gefecht richtig zu benehmen. In dieser Beziehung waren uns die Japaner bedeutend überlegen. Ihre Unteroffiziere standen geistig hoch über den unsrigen, und wir fanden bei ihnen und selbst bei einfachen Soldaten, die gefangen genommen wurden, Tagebücher, die nicht nur eine gute Erziehung verrieten, sondern auch von der genauen Kenntnis der Ereignisse und einem geistreichen Verständnis der zu lösenden militärischen Aufgaben Zeugnis ablegten. Viele von ihnen konnten sehr geschickt Skizzen anfertigen, und ein gewöhnlicher Soldat war sogar imstande, mittels eines in den Sand gezeichneten Planes die Stellung der japanischen und russischen Streitkräfte richtig anzugeben.

Aber die Eigenschaften, die am meisten zum Triumph der Japaner beitrugen, waren in ihrer hohen moralischen Begeisterung zu suchen, in ihrer Bereitwilligkeit, die größten Opfer für den Sieg zu bringen, und der Hartnäckigkeit, mit der jedermann, vom gemeinen Soldaten bis herauf zum Höchstkommandierenden, um den Erfolg kämpfte. In manchen Fällen war ihre Lage so schwierig, daß es ungeheurer Willenskraft bedurfte, standzuhalten oder vorzugehen. Ihre Offiziere schienen aber stets entschlossen, das Unmöglichste von ihren Leuten zu fordern — und zögerten keinen Augenblick, etwa Weichende niederzuschießen. — Dann rafften die Soldaten ihre letzten physischen und moralischen Kräfte zusammen und entrissen uns häufig den Sieg.

Eins ist gewiß: Wäre die ganze japanische Armee nicht von dem Gefühl höchster Vaterlandsliebe durchdrungen gewesen, hätte sie nicht die Sympathien des ganzen Volkes besessen, und hätte nicht jeder einzelne Offizier, jeder einzelne Soldat die immense Bedeutung des Kampfes erfaßt, dann wäre selbst die feste Entschlossenheit der japanischen Führer nicht imstande gewesen, solche Erfolge zu erzielen. Es mochte der Befehl zum Vorgehen wohl gegeben sein, die Truppen würden aber ohne die Unterstützung des ganzen Volkes nie imstande gewesen sein, Taten zu vollbringen, die über menschliche Kräfte zu gehen schienen.

Deutsch von Wilhelm Fricke — Schluß der ersten Serie

Eine Beichte / Roman von Maxim Gorki

Der Roman „Eine Beichte“ von Maxim Gorki ist darum sehr bemerkenswert, weil der Dichter darin von seinem Leben erzählt. Den deutschen Leser werden vor allem die Szenen interessieren, die das russische Volksleben zum Vorwurf haben. Wunderschöne, oft reine und naive Philosophieen finden sich in dem Roman über Gott, Christus und den Teufel. Wir haben uns aber doch entschlossen, nur die Volksszenen zu bringen und durch einen kurzen verbindenden Text den Leser über das Zwischenliegende zu unterrichten; denn so, hoffen wir, schmiegt sich der Roman am besten in den Rahmen unserer Wochenschrift ein. Das geht um so leichter und läßt sich auch vom künstlerischen Standpunkt aus rechtfertigen, weil fast jede Szene in sich abgeschlossen ist. D. R.

Jugend

.... Laßt euch von mir mein Leben erzählen; sie wird euch nicht viel Zeit wegnehmen, diese Erzählung, und es kann euch nicht schaden, wenn ihr sie kennen lernt.

Ich bin ein uneheliches Kind, ein Findling, ein Mensch, der außerhalb des Gesetzes geboren ist; wer meine Mutter war — weiß ich nicht, ausgesetzt wurde ich auf dem Gute des Herrn Lossew, im Dorfe Ssokolje, im Kreise Krasnoglinsk. Meine Mutter — oder wer sonst es war — legte mich im herrschaftlichen Parke nieder, auf den Stufen einer kleinen Grabkapelle, in der die alte Frau Lossew beigesetzt war, und gefunden wurde ich von Danilo Wjalow, dem Gärtner. Eines Tages kam er früh am Morgen in den Park: an der Tür der Kapelle zappelt ein Kind, in Lumpen eingehüllt, und ein rauchfarbiger Kater geht scheu drum herum.

Bei Danilo blieb ich bis in mein viertes Jahr, aber da er viele Kinder hatte, so fütterte ich mich durch, wie es eben ging — und fand ich mal nichts zu beißen — so quiekte ich ein Weilchen und schlief dann hungrig ein.

Als ich vier Jahre alt war, nahm mich der Küster Larion zu sich, ein gar absonderlicher Mensch, der ganz für sich allein lebte; aus lauter Langeweile nahm er mich zu sich. Er war von kleinem Wuchse, rund wie eine Schweinsblase, mit dickem Gesicht und rotem Haar. Seine Stimme war so fein wie eine Frauenstimme, auch sein Herz war weiblicher Art — gegen jedermann freundlich. Er liebte den Branntwein und trank davon nicht wenig; war er nüchtern, so ging er schweigsam umher, die Augen halb geschlossen und sah aus wie ein Mensch, der sich vor aller Welt schuldig fühlt. Hatte er aber getrunken, dann sang er laut seine Kirchenlieder und Choräle, hielt den Kopf gerade und lächelte allen Leuten zu.

Von den Menschen hielt er sich fern, und lebte ärmlich. Sein Stück Land hatte er an den Popen abgegeben. Sommer und Winter ging er fischen und fing zu seiner Unterhaltung Singvögel. Er liebte die Vögel, die keine Furcht vor ihm hatten: Larion liegt auf der Ofenbank. Er hat sich Hanfsamen auf den Kopf und in den Bart gestreut, und nun fliegen Zeisige, Stieglitze, Meisen, Gimpel herbei, wühlen im Haar des Küsters, klettern auf seine Backen, picken an seinen Ohren und setzen sich auf seine Nase. Er liegt und lacht laut, runzelt die Brauen und plaudert vertraulich mit ihnen. Ich beneidete ihn. — Vor mir hatten die Vögel Angst.

Ein Mensch von sanfter Seele war dieser Larion. Alle Tiere begriffen es; von den Menschen kann ich das nicht sagen.

Im Winter hatte er kein Holz und kein Geld, um welches zu kaufen — alles war vertrunken. Das Stübchen ist kalt, ein Kellerloch, trotzdem zwitschern und singen die Vögel. Wir beide liegen auf dem kalten Ofen, decken uns zu, womit wir können, und lauschen dem Vogelsingen. Larion pfeift ihnen etwas vor — er pfiff ganz wunderschön! — und war selbst mit der großen, hakenförmig gebogenen Nase und dem roten Kopfe einem Kreuzschnabel ähnlich. Manchmal sagte er dann zu mir: „Da, hör nur, Motjka,“ — man hatte mich bei der Taufe Matwjej genannt — „hör nur!“

Auf dem Rücken liegt er, die Hände unter den Kopf geschoben. Er schließt die Augen und beginnt mit seiner feinen Stimme etwas aus der Liturgie für die Verstorbenen zu singen. Die Vögel verstummen und lauschen, dann aber pfeifen sie um die Wette. Larion übertönt sie alle, und nun geraten sie förmlich in Wut, namentlich die Zeisige und Stieglitze, oder die Drosseln und Stare. So sehr vertieft er sich manchmal in seinen Gesang, daß ihm die Tränen aus den Augen rinnen und daß sein Gesicht von dem Tränenbad grau erscheint.

Angst und bange ward einem manchmal von solchem Singen, und einmal sagt ich leise zu ihm:

„Warum singst du nur immer vom Tode, Onkelchen?"

Er hielt inne, sah mich an und meinte lachend:

„Hab keine Angst, dummes Kerlchen! Was tut's, daß ich vom Tode singe? Dafür ist's doch schön! Im ganzen Gottesdienst gibt's nichts Schöneres als die Liturgie für die Verstorbenen, Wohlwollen für den Menschen liegt darin und Mitleid mit ihm. Bei uns weiß man niemand zu bemitleiden als nur die Toten!"

Ich erinnere mich auch noch, daß ich Larion einmal fragte: warum Gott den Menschen so wenig helfe?

„Das ist nicht seine Sache!" erklärte er mir. — „Hilf dir selbst, dazu ist dir der Verstand gegeben! Gott ist dazu da, daß dir das Sterben nicht so furchtbar sei. Wie du leben sollst — das ist deine Sache!"

Ein gar merkwürdiger Mensch! dieser Larion. Wenn andere Leute angeln, so schreien und sprechen sie nicht, um die Fische nicht zu verscheuchen, Larion aber singt, oder er erzählt mir Heiligenlegenden, oder er spricht von Gott, und stets beißen die Fische wie toll bei ihm an. Auch beim Vogelfang soll man Ruhe bewahren, er aber pfeift immerzu, reizt die Vögel, führt Unterhaltungen mit ihnen, und das stört den Fang nicht. In die Dohnen wie ins Netz gehen sie ihm scharenweise.

Alles tat Larion anders als die übrigen Menschen. Zu mir aber war er gut und freundlich, wie nur eine Mutter sein kann; im Dorfe hatte man keine Liebe für mich übrig. Die Menschen leben so eng und bedrückt. Ich war allen fremd, ein Ueberflüssiger —, als wenn ich plötzlich einem ein Stück Brot wegnähme und es aufäße!

Auch an den Dienst in der Kirche hatte Larion mich gewöhnt, ich half ihm bei seinen Verrichtungen, sang mit ihm im Kirchenchor, setzte das Weihrauchfaß in Glut, tat alles, was nötig war; dem Kirchenwächter Wlassij half ich Ordnung in der Kirche halten, und ich tat es gern, — namentlich im Winter. Die Kirche war aus Steinen erbaut, sie war gut geheizt, hübsch warm war es darin.

Die Abendmesse war mir lieber als die Frühmesse; zur Nacht, wenn die Menschen den Arbeitsstaub abgeschüttelt und ihre Sorgen vergessen haben, stehen sie still und andächtig, ihre Seelen schmelzen und leuchten, wie die Wachskerzen, mit kleinen Flämmchen; man sieht, daß ihr Leid ein einziges ist, trotz der verschiedenen Gesichter.

Larion liebte den Kirchendienst. Mit geschlossenen Augen, den roten Kopf in den Nacken geworfen, daß der Adamsapfel weit vorsteht, singt er tapfer drauf los. So selbstvergessen, daß er oft zu viel singt und der Pope ihm vom Altar ein Zeichen geben muß — wo willst du denn hin mit deinem Liede, sag mal!? Er las auch sehr schön vor, mit heller, tönender Stimme, voll Rührung, mit Zittern und Freude. Der Pope liebte ihn nicht, und auch er hatte den Popen nicht gern und sagte mehr als einmal zu mir:

„Was ist das für ein Priester! Das ist kein Pope, sondern eine Trommel, auf der die Not und die Gewohnheit mit ihren Stöcken trommeln. Wenn ich solch Pope wäre — ich würde einen Gottesdienst halten, daß nicht nur die Menschen, nein, auch die Heiligenbilder an der Wand weinen würden!"

Und darin hatte er recht — es war nicht viel Staat zu machen mit unserem Popen: eine Stülpnase trug er in dem schwarzen, wie von Pulver verbrannten Gesichte, der Mund war breit und zahnlos, der Bart verzaust, das Haar dünn, über der Stirn — eine Glatze, die Arme übermäßig lang. Er hatte eine heisere Stimme und ächzte, als wenn er eine

Last schleppte, die ihm schwer war. Habgierig war er und stets verärgert. Er hatte nämlich eine große Familie, das Dorf war arm, das Bauernland schlecht und keine Gelegenheit sonst zum Verdienen.

Im Sommer, wenn selbst die Mücke reich ist, saßen wir beide, Larion und ich, Tag und Nacht im Walde beim Vogelfang oder wir fischten am Flusse. Oft genug kam es vor, daß irgend eine kirchliche Handlung geschehen mußte — der Küster ist nicht da, kein Mensch weiß, wo er zu finden ist! Dann jagte man alle Kinder aus dem Dorfe hinaus, um ihn zu suchen, und sie liefen wie die jungen Hasen dahin und dorthin und schrien:

„Küster! Larion! Hoho! Komm nach Hause!"

Mit Mühe und Not wird er endlich gefunden; der Pope schimpft, droht, sich zu beschweren — die Bauern lachen.

Larion hatte einen Freund, Sfawelko Migun, ein Dieb und Trunkenbold ersten Ranges, der schon manchesmal für seine Spitzbübereien Prügel bekommen und sogar im Gefängnis gesessen hatte, aber ein ganz seltener Mensch war. Lieder verstand er zu singen und Märchen zu erzählen, daß man nur mit Bewunderung daran zurückdenkt.

Gar viele, viele Mal hab' ich ihn gehört, und wie lebendig steht er noch jetzt vor mir — mager, behend, kaum drei Haare im Bärtchen, ganz abgerissen, das Gesicht klein, keilförmig. Die Stirn ist groß, und die munteren Spitzbubenaugen blinzeln darunter wie zwei dunkle Sterne.

Manchmal brachte er eine Flasche Branntwein mit, oder er ließ Larion welchen kaufen, und dann sitzen sie beide am Tische einander gegenüber, und Sfawelko spricht:

„Los also, Bruder Küster, sing mal den ‚Bußpsalm'!"

Sie nehmen beide einen Schluck, Larion ist erst verlegen, beginnt dann aber zu singen, und Sfawelko sitzt da wie festgenagelt und blinzelt mit den Augen. Sein Bärtchen zittert, Tränen stehen ihm in den Augen, und mit der Hand fährt er sich über die Stirn und lächelt, während er mit den Fingern die Tränen von den Wangen wischt.

Dann springt er auf wie ein Gummiball und schreit:

„Ganz ausgezeichnet, Larja. Ich beneide ihn wirklich, den lieben Gott — so schöne Lieder hat man ihm zu Ehren gedichtet! Was der Mensch nicht alles kann — was, Larja? Ist wirklich was Großes der Mensch, wenn er nur gut ist und reich an Seele — was? Macht ihm dann keine Mühe, vor Gott einherzuwandeln! Da hast du mich, Herr, da bin ich! Du gibst mir nichts, o Herr, und ich gebe dir — meine ganze Seele!"

„Lästre den Herrn nicht!" sprach Larion.

„Ich?" schrie Sfawelko. — „Denk ja nicht dran! Ist mir gar nicht eingefallen! Wo lästre ich denn? Durchaus nicht! Ich freue mich nur um Gottes wegen, weiter nichts. Na, und jetzt will ich dir mal was vorsingen!"

Er erhebt sich, streckt seinen Arm aus und beginnt zu singen. Ganz leise sang er, ganz geheimnisvoll, und hat dabei die Augen weit geöffnet, und sie erglänzen in einem so seltsamen Feuer, und die dürren Finger an der ausgestreckten Hand bewegen sich immerzu, wie wenn sie im leeren Raume etwas suchten. Und Larion sieht an die Wand gelehnt, stützt sich mit den Händen auf die Bank, hat den Mund geöffnet und blickt verwundert drein; ich aber liege auf dem Ofen, und mein Herz ist ganz beklommen von süßer Schwermut. Ganz dunkel erscheint Sfawelko's Gestalt, nur seine kleinen, weißen Zähne blinken; die trockene Zunge bewegt sich wie bei einer Schlange, der Schweiß tritt ihm in großen Tropfen auf die Stirn. Seine Stimme hat gleichsam kein Ende — so fließt und strömt sie, und so leuchtet sie wie ein Bach im Felde. Jetzt ist sein Lied aus, er schwankt langsam an seinen Platz zurück und trocknet sein Gesicht mit der Handfläche; dann trinken sie beide und sitzen lange schweigend da. Dann bittet Sfawelko:

„Jetzt sing du, Larja —, ‚Gleich wie die Meeresflut'!"

So unterhalten sie einander den ganzen Abend, bis beide einen weg haben, dann beginnt Migun allerhand anzügliche Geschichtchen zu erzählen, von Popen, Gutsbesitzern, Königen. Mein Küster lacht laut dazu, auch ich lache, Sfawelko aber reiht unaufhörlich Geschichte an Geschichte und weiß so drollig zu erzählen, daß man sterben könnte vor Lachen.

Noch besser aber sang er an den Feiertagen in der Schenke. — Er tritt vors Volk, schließt die Augen fest zu, daß die Schläfen sich ganz in Falten legen und singt drauf los. Sieht man ihn an, so scheints fast, als fließe das Lied ihm aus der Erde selbst zu, als spreche ihm die Erde die Worte vor und leihe seiner Stimme die Kraft. Ringsum stehen und sitzen die Bauern, dieser senkt den Kopf und kaut an einem Strohhalm, jener schaut Sfawelko in den Mund und strahlt übers ganze Gesicht. — Die Weiber weinen sogar, wenn sie ihn hören.

Ist er zu Ende, so bitten sie ihn:

„Noch eins sing uns, Bruder, noch eins!"

Sie bewirten ihn mit Branntwein.

Folgende Geschichte ward von Migun erzählt: Er hatte einmal im Dorfe einen Diebstahl begangen, und die Bauern fingen ihn dabei ab und sagten zu ihm:

„Jetzt ist dein Ende gekommen! Wir habens satt mit dir und hängen dich auf!"

Er antwortet ihnen:

„Laßt das hübsch bleiben, ihr Bauern —, 's ist nichts Gescheites, was ihr da ausgeheckt habt. Habt mir doch abgenommen, was ich gestohlen habe. — Es ist euch also kein Schaden erwachsen! Hab und Gut könnt ihr immer neu erwerben, aber 'nen Menschen wie mich — wo wollt ihr den hernehmen? Wer wird euer Herz erfreuen, wenn ich nicht mehr bin?"

„Schon gut," sagen sie, „dein Schwatzen wird dir nichts helfen!"

Sie führten ihn in den Wald, um ihn aufzuhängen. Er aber sang unterwegs unaufhörlich. Anfangs gingen sie eilig daher, bald aber verlangsamten sie ihre Schritte. Schließlich kamen sie in den Wald und halten schon den Strick bereit, warten aber, bis er sein letztes Lied beendet hat. Dann sagte einer zum andern:

„Noch ein Lied mag er singen, das soll sein Abschiedslied sein!"

Er sang noch ein Lied, noch ein zweites, inzwischen ging die Sonne auf, die Bauern blickten um sich — dort kam vom Osten her der helle Tag. Mitten unter ihnen steht Migun lächelnd und erwartet den Tod ohne Furcht. Da meinten die Bauern verlegen:

„Hol ihn der Teufel, Kinder, wollen ihn laufen lassen! Hängen wir ihn auf — dann laden wir nur Sünde auf uns und haben Scherereien obendrein."

Sie beschlossen, Migun laufen zu lassen.

„Um deines Talents willen," sagen sie, „neigen wir uns vor dir bis zum Gürtel, wegen des Diebstahls aber müssen wir dir doch einen Denkzettel geben."

Eine leichte Tracht Prügel bekam er, dann gingen sie mit ihm zusammen nach Hause.

Alles das ist vielleicht nur erfunden, doch ists gar schmeichelhaft für die Bauern und macht auch Sfawelko alle Ehre. Ists auch schließlich nur erdacht: wenn die Menschen so hübsche Geschichtchen zu ersinnen wissen — so müssen sie im Grunde doch gar nicht so böse sein. Darauf kommts schließlich doch an.

Nicht nur Lieder sangen die beiden, Sfawelko und Larion, auch Gespräche führten sie über vielerlei Dinge.

Am schönsten sprach Larion über Christus; ich mußte jedesmal weinen, wenn ich über das bittere Schicksal des strahlenden Gottessohnes nachdachte. Von dem Streit mit den Gelehrten im Tempel bis hin nach Golgatha sah ich ihn vor mir stehen wie ein reines, schönes Kind, in seiner unaussprechlichen Liebe zum Volke, mit dem herzlichen Lächeln für alle, dem gütigen Wort des Trostes — ein Kind, das alle blendete durch seine Schönheit.

„Auch mit den Gelehrten im Tempel", sagte Larion, „hat Christus als Kind geredet, darum erschien er ihnen auch als etwas Höheres denn sie selbst, in seiner schlichten Weisheit. Denk immer daran, Motja, und suche das Kindliche in deiner Seele dein ganzes Leben lang zu bewahren, denn in ihm — liegt die Wahrheit!"

Ich fragte ihn:

„Und wann wird Christus wiederkommen?"

„Sehr bald!" sagte er — „bald muß er kommen, denn man hört, daß die Menschen ihn wieder suchen!"

Beide, Larion wie Sfawelko, hatten denselben Glauben; ich erinnere mich, daß bei uns im Dorfe einmal ein Wunderbild auftauchte. Eines Tages im Herbst, ganz früh am Morgen, kam ein Weib zum Brunnen, um Wasser zu holen, und sieht plötzlich im Dunkel auf dem Grunde des Brunnens ein Leuchten. Sie rief Leute herbei. Der Polizeiverwalter erschien, der Pope kam herbei, Larion lief hin — man ließ einen Mann in den Brunnen hinab. Der holte ein Bild des „brennenden Dornbusches" aus dem Brunnen heraus. Gleich an Ort und Stelle ward ein Dankgottesdienst abgehalten. Es wurde beschlossen, eine Kapelle über dem Brunnen zu errichten. Der Pope schrie:

„Ihr Rechtgläubigen bringt Opfer dar!"

Auch der Polizeiverwalter forderte dazu auf und gab selbst einen Dreirubelschein. Die Bauern öffneten ihre Beutel, die Weiber schleppten voll Eifer ihre Leinwand und allerlei Feldfrüchte herbei. Ein großes Frohlocken ging durch das Dorf. Ich war so freudig gestimmt, wie nur am Tage der heiligen Auferstehung des Herrn.

Aber schon während des Gottesdienstes sah ich, daß Larions Gesicht sich verdüsterte, und daß er niemand ansah, während Sfawelko wie eine Maus durch die Menge huschte und vor sich hinlächelte. In der Nacht ging ich hin, um das Wunderbild zu sehen: Es schwebte über dem Brunnen. Ein bläulicher Schimmer ging von ihm aus, wie ein feiner Rauch, als wenn ein Unsichtbarer es sanft anhauchte und ihm Licht und Wärme mitteilte. — Bang ward mir zugleich und froh ums Herz, als ich's sah.

Als ich nach Hause komme, höre ich, wie Larion unwillig spricht:

„Es gibt keine solche Gottesmutter!"

Sfawelko antwortet gedehnt und lacht dabei:

„Ich weiß ja! Als ob nicht Moses lange vor Christus dagewesen wäre! Nein, solche Betrüger! Ein Wunder, hä! Ach, ihr spaßigen Leute!"

„Ins Loch sollten sie beide dafür, der Polizeiverwalter wie der Pope!" sprach Larion ganz, ganz leise. — „Damit sie nicht um ihres Vorteils willen Gott in den Menschen töten!"

Ich fühle es — das Gespräch ist nicht nach meinem Sinn, und ich frage vom Ofen herunter:

„Wovon redet ihr da, Onkel Larion?"

Sie schweigen beide und flüstern nur, offenbar beunruhigt. Dann schreit Sfawelko auf den Küster los:

„Was tust du? Klagst selbst über die Menschen, nennst sie Dummköpfe — und machst dabei ohne Scham aus dem kleinen Matwjej einen Dummkopf! Warum das?"

Dann sprang er auf und sagte zu mir:

„Sieh mal her, Motjka, hier hab ich Schwefelhölzer! Die reib ich jetzt in den Händen — siehst du? Lösch mal die Lampe aus, Larion!"

Sie löschten die Lampe aus, und nun seh ich, wie im Dunkeln beide Hände Sfawelko's denselben bläulichen Dunst ausstrahlen, wie das aus dem Brunnen geholte Wunderbild. Schaurig war es anzusehen, und zugleich empörend.

Sfawelko sprach noch irgend etwas. Ich aber verkroch mich in die Ofenecke, hielt mir die Ohren mit den Fingern zu und schwieg. Da kletterten sie beide zu mir auf den Ofen, nahmen ihren Branntwein mit und erzählten mir des Langen und Breiten um die Wette von echten Wundern und von betrügerischen Anschlägen auf den Glauben der Menschen. Ueber ihren Reden schlief ich ein.

Zwei, drei Tage später aber kamen eine Menge Popen und Beamte ins Dorf und beschlagnahmten das Bild. Der Polizeiverwalter ward seines Amtes entsetzt, auch dem Popen wurde gerichtliche Verfolgung angedroht. Da glaubte auch ich an einen Betrug, wenn's mir auch nur schwer in den Kopf wollte, das sei alles nur geschehen, um den Weibern ihre Leinwand und den Bauern ihre Groschen abzunehmen.

Schon in meinem sechsten Jahre hatte Larion mich in der Kirchensprache lesen gelehrt, und zwei Jahre später, als bei uns für den Winter eine Schule eingerichtet wurde, brachte er mich in diese Schule. Anfangs ward ich dadurch Larion ein wenig entfremdet. — Das

Lernen gefiel mir, ich ging mit Eifer an die Bücher. Wenn er mich dann meine Aufgaben hersagen ließ, sagte er wohl:

„Gut gemacht, Motjka!“

Einmal sprach er zu mir:

„Gutes Blut fließt in dir, mein Junge, dein Vater kann kein dummer Kerl gewesen sein!“

Ich fragte ihn:

„Und wo ist denn mein Vater?“

„Wer mag's wissen!“

„Ist er ein Bauer?“

„Eins nur steht fest: Es ist ein Mann. Aber von welchem Stande — das weiß kein Mensch. Ein Bauer ist's aber schwerlich, nach deinem Gesicht, deiner Haut — ganz abgesehen vom Charakter — scheint's eher ein Herrchen zu sein!“

Diese Worte, die er so von ungefähr sprach, blieben mir tief im Gedächtnis haften, waren mir aber nicht von Segen. Nannten mich die Jungen in der Schule einen Findling, so stellte ich mich sogleich auf die Hinterbeine und schrie ihnen ins Gesicht:

„Ihr seid Bauernkinder, und mein Vater — war ein Herr!“

Und darauf versteifte ich mich nun ganz fest — man muß sich doch irgendwie wehren gegen den Spott, und ein anderes Abwehrmittel fiel mir nicht ein. Ich war darum nicht beliebt bei den Kameraden, und sie gaben mir allerhand Schimpfnamen, ich aber begann auf sie loszuschlagen. Ein kräftiges Bürschchen war ich und hielt mich wacker im Kampf. Bald liefen Beschwerden über mich ein, und die Väter und Mütter kamen zum Küster und sagten:

„Halt den hergelaufenen Bengel etwas kurz!“

Andere aber beschwerten sich nicht erst, sondern packten mich selbst bei den Ohren und schüttelten mich nach Herzenslust.

Da sagte Larion zu mir:

„Bist vielleicht gar ein Generalssohn, Matwjej, was freilich nicht viel zu sagen hat. Geboren sind wir nämlich alle auf gleiche Art, die Ehre ist also für alle die gleiche.“

Aber er kam schon zu spät — ich war damals zwölf Jahre alt, und ich fühlte die Kränkung recht empfindlich. Es zog mich weg von den Menschen, und ich näherte mich wieder dem Küster; den ganzen Winter durchstreiften wir beide den Wald und fingen Vögel, mit dem Lernen aber ging's nun weniger flott.

Mit dreizehn Jahren kam ich aus der Schule, und jetzt begann Larion nachzudenken, was er weiter mit mir anfangen sollte. Bisweilen glitten wir beide auf unserem Boot dahin, ich ruderte, und er saß am Steuer, führte mich in Gedanken auf allen erdenklichen Schicksalswegen umher und schmiedete Lebenspläne für mich.

Als Popen sah er mich schon, als Soldaten, als Handlungsdiener — mir aber wollte keiner seiner Vorschläge gefallen.

„Was möchtest du denn werden, Motjka?“ fragt er mich, sieht mich an und meint lachend: „Na, hab nur keine Angst! Wirst dich schon herauskrabbeln, wenn du nur nicht abstürzst. Nur vor dem Soldatwerden nimm dich in acht . . . dort hörst du auf, ein Mensch zu sein!“

Eines Tages im August, kurz vor Mariä Himmelfahrt, ruderten wir beide nach dem Ljubuschin-Grund, um Welse zu fangen. Larion war ein wenig angetrunken und hatte auch Branntwein mitgenommen. Ab und zu nahm er einen kleinen Schluck und krächzt und singt dann weit über den Fluß hin.

Sein Boot taugte nicht viel, es war klein und gebrechlich. Wie er sich mit einem Mal jäh darin umwendet, gerät es mit dem Rand unter Wasser. Wir fallen beide in den Fluß. Es war nicht das erstemal, daß uns das begegnete, und ich erschrak nicht weiter darüber. Ich tauchte empor und sehe, wie Larion neben mir herschwimmt. Kopfschüttelnd spricht er:

„Schwimm nur ans Ufer, ich will den verdammten Trog schon allein hinbringen!"

In der Nähe des Ufers war die Strömung schwach, und ich schwimme ganz ruhig daher, plötzlich aber ist mir's, als ob mich jemand an den Füßen packte — ich war wohl an eine kalte Stelle geraten, und ich wende mich um und sehe: unser Kahn treibt mit dem Kiel nach oben, und von Larion keine Spur. Nirgends ist er zu sehen!

Wie wenn mich ein Stein am Kopf getroffen hätte — so fuhr mir die Furcht ans Herz, und von einem Krampf gepackt sank ich unter. Da fuhr gerade der Gutsverwalter, Jegor Titow, übers Feld daher — er sah, wie wir umschlugen, und wie Larion im Wasser verschwand; als ich untersank, war Titow schon dabei, sich am Ufer zu entkleiden. Mich zog er denn auch heraus, Larion aber ward erst in der Nacht gefunden.

*

Der Gutsverwalter Titow findet Matwjej weinend am Grabe Larions und nimmt ihn zu sich. „Titow war ein hochgewachsener Mann, finster, kurz geschoren wie ein Soldat, mit einem großen Schnurrbart, Kinn und Backen rasiert. Er sprach langsam, als wenn er sich fürchtete, ein Wort zu viel zu sagen, oder als wenn er seinem eigenen Wort nicht traute. Die Hände hielt er stets hinterm Rücken oder in den Taschen, als wenn er sich ihrer schämte." Titow preßt die Bauern. Matwjej arbeitet in Titows Bureau. Matwjej geht oft in die Kirche und betet stundenlang wortlos zu Gott. Er will „ein Heiliger werden". Titow quält immer Matwjej für ihn den Sünder zu beten. Titow hat eine Tochter Olga, die Matwjej liebt. Matwjej hält um ihre Hand an. Titow weist ihn zurück, benutzt aber jetzt Matwjej, die Bauern noch mehr auszuplündern, indem er ihm die Hochzeit in Aussicht stellt. Bald läßt er für die beiden ein Häuschen bauen, das die Bauern aus Rache niederbrennen. Matwjej ist außer sich und preßt die Bauern mehr als zuvor. Das Haus wird wieder aufgerichtet. Die Hochzeit findet statt. Matwjej zieht sich von Titow zurück. Er wird Vogelfänger. Nach der Geburt des zweiten totgeborenen Kindes stirbt Olga. Matwjej stößt Titow, der ihn trösten will, nieder mit den Worten: „Verflucht sollst du sein, Ruchloser."

Erloschen war die liebe, gute Seele. und mit einem Mal ward es dunkel und kalt um mich. Als man Larion begrub, lag ich krank und konnte dem mir so Teuren nicht einmal das letzte Geleit geben. Kaum aber stand ich wieder auf den Beinen, so war mein erstes, daß ich sein Grab aufsuchte und mich dort niedersetzte — nicht einmal weinen konnte ich vor lauter Gram. Ich hörte in der Erinnerung seine Stimme erklingen, seine Reden wurden mir wieder lebendig — ach, der einzige Mensch, der mir je freundlich die Hand aufs Haupt gelegt hatte, war nicht mehr auf Erden!

Es glimmt und brennt in meiner Seele ganz unerträglich. Ich kann nicht schlafen, nichts tun, und in der Nacht ist mir, als ob finstre Schatten mich würgten. Olga erscheint mir, Bangigkeit quält mein Herz, und ich hab' keine Kraft mehr zum Leben.

Ich beschloß, mich aufzuhängen.

Es war zur Nachtzeit, ich lag angekleidet im Bett und warf mich hin und her; vor meinem Geiste steht mein armes, unschuldiges Weib, die blauen Augen schimmern in stiller Glut und rufen mich. Durchs Fenster blickt der Mond, sein heller Schein liegt auf dem Fußboden — und mehrt nur das Dunkel in meiner Seele. Ich sprang auf, nahm den Strick vom Vogelnetz, schlug einen Nagel in den Deckenbalken, machte eine Schlinge und stellte den Stuhl zurecht. Schon wollte ich den Rock ausziehen, schon hatte ich den Hemdkragen aufgerissen — als ich plötzlich an der Wand, ganz geheimnisvoll, ein kleines Gesicht undeutlich auftauchen sehe. Fast hätte ich aufgeschrien vor Angst, doch begriff ich, daß es mein eigenes Gesicht war, das da in Olgas rundem Spiegel erschien; wie ein Wahnsinniger sah ich aus, ganz verstört und kläglich, das Haar zerzaust, die Wangen eingefallen, die Nase spitz, der Mund halb geöffnet, wie in Atemnot — und die Augen blicken so qualvoll, so voll großer, tiefer Pein.

Leid tat mir's um dieses Menschenantlitz, um seine einstige Schönheit, und ich setzte mich auf die Bank und weinte über mich selbst, wie ein Kind, dem man wehgetan hat; nun aber, nach diesen Tränen, erschien mir der Strick als ein lächerliches

Ding, als eine Selbstverspottung; voll Grimm riß ich ihn herab und warf ihn in die Ecke. Der Tod ist nur ein neues Rätsel. — Ich suchte doch nach einer Lösung des Lebensrätsels.

Was sollte ich tun? Noch ein paar Tage vergingen — da war's mir, als suchte ich nur den Frieden. Mußt dich schon zwingen zur Reue, dacht' ich, biß die Zähne zusammen — und ging zum Popen.

Eines Sonntags, gegen Abend, erschien ich bei ihm, wie er gerade mit seiner Frau am Tische saß und Tee trank; vier Kinder saßen um beide herum. Schweiß schimmert, gleich Fischschuppen, vom dunklen Gesicht des Popen.

„Setz dich," sagt er gutmütig, „trink eine Tasse Tee mit . . ."

Im Zimmer ist's warm und hell, alles darin ist so sauber und akkurat; es fiel mir ein, wie nachlässig dieser Pope den Kirchendienst versah, und ich dachte im stillen:

„Hier also ist seine Kirche!"

Ich hatte die rechte Demut nicht.

„Nun, Matwjej, — du hast wohl recht schweren Kummer?" fragt der Pope.

„Ja," sag' ich, „den habe ich."

„Aha! Dann mußt du das vierzigtägige*) Gebet bestellen. Erscheint deine tote Frau dir im Traum?"

„Ja".

„Dann hilft nur das Vierzigtägige. Unbedingt!"

Ich schweige. Ich konnte nicht sprechen in Gegenwart der Popenfrau, nicht allzusehr zugetan war ich ihr; ein breites, dickes Weibsbild war sie, mit großem, fettem Gesicht, kurzatmig und wabbelig wie sumpfiger Grund. Geld lieh sie aus gegen Wucherzinsen.

„Bete nur recht eifrig!" belehrt mich der Pope. „Und gräme dich nicht — das wäre eine Auflehnung gegen den Herrn, er weiß, was er tut . . ."

Ich frage:

„Weiß er's wirklich?"

„Ganz gewiß! Ei, ei, mein Junge, ich weiß wohl, daß du stolz bist gegenüber den Menschen — wage nicht, deinen Stolz auch auf Gottes Gesetz zu übertragen! Hundertmal schwerer noch würdest du gestraft werden! Ist wohl noch von Larion her, der Sauerteig, der da in dir gärt? Trieb arge Ketzerei, der Verstorbene, wenn er betrunken war — vergiß das nicht!"

Hier mischte die Popenfrau sich ein:

„In ein Kloster hätt' man ihn stecken sollen, man war zu gut gegen ihn."

„Das ist nicht wahr", sag' ich.

Wir begannen zu streiten — zuerst warf der Pope mir meine Keckheit vor, führte Dinge an, die ich ebenso gut kannte wie er, nur daß er sie in seinem Aerger über mich verdrehte, und dann begannen sie beide, er und seine Frau, ganz maßlos über mich zu schimpfen.

Ich stehe auf und will gehen.

„Halt!" schreit der Pope. „Und das Geld für das Vierzigtägige?"

„Es ist nicht nötig", sag' ich.

Ich gehe fort und denke:

„Da hast du mal Trost gefunden für deine Seele, Matwjej!"

Drei Tage darauf starb Saicha, mein kleines Söhnchen — er hatte Arsenik für Zucker gehalten und daran geleckt. Sein Tod machte weiter keinen Eindruck auf mich: ich war gegen alles kalt und gleichgültig geworden.

*) Sforokoust, ein vierzig Tage lang zu wiederholendes Gebet für die Verstorbenen.

Das Buch der Liebe / Von August Strindberg

5 / Die mächtige Liebe

Fortsetzung

In Frankreich lebt ein Marquis, der Okkultist ist. Von Natur ein feiner Seelenkomplex, durch Erziehung verfeinert, von Reichtum gegen die Roheit des Lebens geschützt, noch mehr geläutert durch Leiden und Entsagung, trat er in Verbindung mit den höheren Existenzformen, welche die Theosophen Astralebene nennen. Seine Empfindlichkeit war nämlich so ausgebildet, daß er ein Empfänger geworden war und mit entfernt wohnenden Freunden in Rapport treten konnte.

Da trifft er ein Weib aus denselben Regionen, eine durchsichtige, luftige Gestalt, deren Schritte nicht zu hören sind, deren Worte mehr aufgefaßt als vernommen werden.

Diese Gatten vereinigten sich so, daß der eine gleichsam in den andern geboren wurde. Er hatte ihr Herz in sich, und zwar buchstäblich. Als sie auf einer Reise zu Verwandten von scheuenden Pferden erschreckt wurde, daß ihr Herz in Aufruhr geriet, fühlte er es in seiner Brust; und sein Herz blieb einen Augenblick stehen, als sie in Ohnmacht fiel. Umgekehrt: als er sich einmal an einer Nadel stach, fühlte sie es. Sie waren ineinander, waren Kinder voneinander und Eltern voneinander.

Dann starb sie. Er wäre beinahe gestorben, starb vielleicht, stand aber wieder auf. Und nun spricht er mit ihr, hört ihre Stimme in seinem Herzen, buchstäblich, nicht bildlich.

Ich bezweifle es durchaus nicht, denn ich habe ähnliches erlebt, und viel, viel mehr.

Deutsch von Emil Schering

Der Kranke / Von Hans Carossa

Ich liege still im stillen Haus,
ich bin vergraben im Winterwald,
vor meinem Fenster im Nebelbaum
grüßt ein Rabe jeden Morgen . .

Dies ist nicht mein einziger Freund, —
es wird manchmal dunkel am Tage,
dann kommen die lieben Schneefinken
vom Berg heruntergeflattert . .

Das sind die grauen Vögel,
die den Sturm verkünden, —
sie flüchten sich an mein Fenster,
wenn oben der Tod sie bedroht . .

Es dämmert, nun kommt meine Schwester,
sie singt und entzündet die Lampe,
sie hat eine sanfte Stimme,
doch ich, ich fürchte sie heimlich . .

Meine Schwester hat einen Schneefinken
ans Fenster gelockt und erdrosselt,
der prangt nun auf ihrem Hute, —
noch weckt mich sein Angstruf bei Nacht . .

Oft setzt sich am Abend ein Fremder
zu mir und behorcht meine Brust,
meine Schwester umflüstert ihn leise,
er zuckt mit den Schultern und schweigt . .

Die Nächte sind manchmal so schaurig,
es gehen die Türen von selber,
dann tritt mit tiefer Verbeugung
ein weißes Fräulein ins Zimmer.

Sie scheint mir zu lächeln von ferne,
doch wenn sie näher schleicht,
dann sieht sie ganz wie die Toten aus.
ihre Augen sind ohne Blick . .

Mein Atem wird immer kürzer,
wenn die weiße Hand nach mir tastet, —
ich sehne mich nach der Frühe,
nach dem schönen lebendigen Raben . .

Die deutsche Kultur und der Protestantismus

Von Oscar A. H. Schmitz

Ignis non urens, flamma non ardens

I

Geschichte

Die christliche Periode war ein Kampf um die moralische und religiöse Einheit Europas. Er kann heute als vollkommen gescheitert betrachtet werden. Sein Resultat ist die moralisch-religiöse Anarchie, in der wir leben, diese unblutige Anarchie der halb domestizierten Triebe.

Christliche Länder können bestenfalls relativ vollkommene Kulturen haben, da ihnen der Hauptaltar des eigenen Rassenkultes, eine Religion ihrer echtesten und innersten Notwendigkeiten verschüttet ist. Günstigenfalls umgrünen sie das fremde, nazarenische Dogma aus dem Schoß ihrer eigenen Fruchtbarkeit, denn nicht der Leib ist der kräftigste, der einen Fremdkörper in sich intakt erhält, sondern der, welcher ihn, falls er ihn nicht auszustoßen vermag, mit eigenem Material verkapselt. So kommt es vom Standpunkte der Kultur aus, in striktem Gegensatz zu der evangelischen Forderung, nicht darauf an, die möglichst reine Urlehre zu bekennen, sondern eine möglichst durch blühendes Gerank entstellte. Ihre heidnische Ueberlieferung gestattete besonders Lateinern und Galliern den weltfeindlichen Logos zu ummänteln. Alle Kraft und Lieblichkeit des italienischen Volkes drückt sich aus in den katholischen Legenden und Gemälden; Bossuet, ein katholischer Priester, hat die französische Sprache zu dem gemacht, was sie ist. Mit dem Katholizismus ließ sich lange gut leben, besonders ehe ihn der Protestantismus zwang, auf der Hut zu sein und kriegerisch zu werden. Selbst deutsche Wärme, deutsche Bild- und Klangfreude wußten sich diesem halb heidnischen Kult so glücklich zu vermählen, daß während des Mittelalters sich in Deutschland (neben Holland) am vollendetsten jene nordische Kultur geformt hatte, die seit dem Altertum als erste wieder ursprünglich war.

Frankreich war damals im Verhältnis zu Deutschland barbarisch. Ludwig XI. verwirft Wissenschaft und Dichtung, weil sie melancholisch machen und den Mann für das Waffenhandwerk verderben. Noch Baldassare Castiglione nennt den französischen Adel nur auf Waffen bedacht, Benvenuto Cellini erzählt, daß das Geschenk der Stadt Rom für Carl V. das bessere sein mußte, Franz I. mochte sich mit dem geringeren begnügen. Dieser brachte Frankreich erst in Berührung mit der Renaissance-Kultur, und suchte das Gesellschaftsideal des Cortigiano zu verwirklichen. Bisher hatten die französischen Könige ihre Kunstbedürfnisse durch deutsche Handwerker befriedigen lassen, die ihnen besonders kostbare Waffen und Rüstungen lieferten. Gleichzeitig war Dürer in Italien bereits als ein den Einheimischen gewachsener Meister anerkannt, und Henry Etiennes Buch über die Frankfurter Messe (Francofordiense emporium 1574) liest sich wie das Loblied, das ein völlig bestrickter Barbar über die Kultur schreibt. Nicht nur, daß er Frankfurt wegen seines hohen Geisteslebens mit Athen vergleicht und gleichzeitig die mustergültige Einrichtung des materiellen Lebens, die Marktordnung, die Gasthäuser preist, er erstaunt über die Fülle der Erzeugnisse, die sich hier vereint, der Gemälde, Erzgießerei- und Töpferwaren, sowie besonders der mannigfachen Druckwerke, deren Urheber sich hier begegnen.

Es ist überflüssig, den Glanz der deutschen Städtekultur näher zu schildern. Sie verschwindet gleichzeitig mit der Verbreitung des Protestantismus. Die katholischen Länder gewinnen den Vorsprung, außer ihnen freilich auch England und Holland, wo sich die Bekehrung zum Protestantismus schnell und einheitlich vollzieht, von wirtschaftlichen und nationalen Tendenzen getragen, und, mehr eine Ausdrucksform dieser, nicht jene geistigen und materiellen Verheerungen im Gefolge hat, wie bei uns. Wir kommen später auf diesen Unterschied zurück.

Man hat den Protestantismus die deutsche Form des Christentums genannt. Was ist mit dem Volk Wotans und Berchtas geschehen, daß es die Rückkehr zur „reineren" Nazarenerlehre deutscher fand als den romantischen Ausgleich derselben mit Apollo- und Venuskult, als die Ueberantwortung der zärtlich geliebten heiligen Orte in die freundlichen Hände der Heiligen?

Der Katholizismus war ein immerhin viele Blüten schonender, ja direkt hervorbringender, provisorischer Ausgleich; nur provisorisch wegen seiner, nationale Entwicklung hemmenden, Katholizität. Mit einer den Verhältnissen entsprechenden Langsamkeit entzogen und entziehen sich ihr die europäischen Völker. Nur Deutschland hat sich ihr gewaltsam entrissen, als es noch nicht stark genug war, seinen eigenen Weg zielsicher zu gehen. So zerfiel seine hohe, aber junge Kultur mit noch nie gesehener Plötzlichkeit. Das Land des süßesten Volksliedes ist im Nu von Pfaffengezänk erfüllt, sein größter Meister, Holbein, wird von dem bilderstürmerischen Geist gezwungen, die Heimat zu meiden, die seiner Jugend Kränze gewunden, und kehrt in das dankbarere England zurück. Die feineren humanistischen Köpfe, wie Erasmus, wenden sich mit Entsetzen weg, und werden von einseitigen Geschichtsbetrachtern gesinnungslos gescholten. Die Verbindung Deutschlands mit dem Kulturherd Rom ist gewaltsam zerrissen; aber wie den verlorenen Sohn, sehen wir im 17. Jahrhundert Deutschland mit gescheiterter Hoffnung zurückkehren zu den Toren der katholischen Kulturen, erst der italienischen, dann der französischen, um schmählich, bald unterwürfig, bald knurrend, von ihren Brosamen zu leben. Der kein Römling sein wollte, der die Solidarität des Katholizismus verschmähte, wird, weil er noch nichts selber sein kann, der Knecht von allen und jedem. Selber unfruchtbar, wollten wir fremde Kinder adoptieren, weil wir zu tugendhaft waren, um, wie Meier-Graefe sagt, rechtzeitig Liebschaften mit anderen Völkern einzugehen. Germanisches Wesen erhält außerhalb Deutschlands, wo sich die Abkehr von Rom organisch und würdig, gereiften Kräften entsprechend, vollzogen hat, seinen höchsten Ausdruck: Shakespeare, Rembrandt.

Man kann das 16. Jahrhundert die Flegeljahre Europas nennen. Die blutigsten Zusammenstöße des Mittelalters sind Kindereien im Vergleich zu der sich nun zeigenden Richtungslosigkeit, die aus den gefährlichen inneren Konflikten der Pubertät der Völker entspringt. Es werden nicht mehr bloß gelegentliche Machtgruppierungen auf mehr oder weniger unantastbarer Basis verschoben, sondern die theoretischen Grundlagen des Lebens und des Glaubens — Moral und Religion — werden bezweifelt und erschüttert. Frankreich und England haben diese reinigende Krisis gesund überstanden, der Deutsche ist in seiner bornierten Gründlichkeit als ewiger Sekundaner in den Gewissensfragen stecken geblieben. Mit diesen Konflikten muß man aber an der Schwelle des Mannesalters bis zu einem gewissen Grad fertig sein; nicht als ob man die Fragen nach dem Un-

endlichen zu lösen gezwungen wäre, aber wer klaräugig der Erscheinungswelt gegenübertreten und in ihr instinktsicher walten will, muß ein wenigstens provisorisches Einvernehmen zwischen Innen- und Außenleben geschlossen haben, das dem einen nicht die Macht über das andere läßt; man mag das Kompromiß nennen. Wer am Kontortisch, im Laboratorium, in der Amtsstube, auf dem Thron, hinter der Staffelei oder während der dichterischen Eingebung zuviel über die Unsterblichkeit der Seele grübelt, ist vielleicht sehr „tief"„ aber er taugt nichts; Werke und Taten werden ihm mißlingen.

Während der Deutsche sein Kulturwerk zerbröckeln ließ, gruppierten sich in den anderen Ländern um große Persönlichkeiten nationale Kulturen, von einander leihend, aber auf sich selbst gestellt. Dem Lebensideal des galant' uomo folgt der honnête homme, der gentleman; dem stilo culto die société polie; in Deutschland herrscht indessen der Lanzknecht und der Pedant.

Zwischen die Katholizität des Mittelalters und den Kosmopolitismus unserer Zeit, der die nationale Gestaltung Europas als vollendet betrachtet, schieben sich jene jugendlichen Jahrhunderte der nationalen Charakterbildung, die auf die Flegeljahre folgen. Daß Deutschland in diesen Jahrhunderten ziellos war, mittelalterliche Religionszwiste nicht kurzerhand, gleichgültig wie, regelte, sondern in die politischen Jahrhunderte hineinschleppte, wird wie eine Ernährungsstörung in den Entwicklungsjahren ewig in unserer Kultur fühlbar bleiben. Deutschlands nationales Gefühl ist unsicher geblieben. Der Harnisch fremder Former ist ihm zur zweiten Natur geworden, denn den so unentbehrlichen entfernen, hieße lebendes Fleisch mit herunterreißen. So beklagenswert die Verwälschung unserer Sprache und Anglisierung unserer Sitten sein mag, nichts ist auch heute noch *mehr* zu fürchten, als Gewaltkuren, wie sie doktrinäre Deutschtümler im Namen eines Prinzips, aber blind gegen die Tatsachen ersinnen.

Der Protestantismus in Deutschland ist als eine verfrühte nationale Bewegung zu betrachten, die scheitern mußte, weil sie sich mit moralischen und metaphysischen Bedürfnissen vermählte und dadurch die Ziele verdunkelte. Das ist *eine* Seite. Ferner diente er dazu das bisher naive Kondottiere- und Raubrittertum der deutschen Fürsten hinter einen konfessionellen, heuchlerischen Idealismus zu verschanzen, der einen großen Teil der in mystischem Doktrinarismus befangenen Menschheit täuschte.

„Wenn die Perfidien der deutschen Fürsten weniger geschickt eingefädelt sind, als die der italienischen Machthaber derselben Zeit, die Härte, der Egoismus, die Verachtung menschlicher und göttlicher Gesetze sind nicht geringer im Norden als im Süden der Alpen." [1]) Handelte es sich aber einfach um Machtfragen, — was sich in der Unterstützung des katholischen Königs gegen Karl V. bei der Kaiserwahl zeigt, — warum dann die Halbheit? Wenn sich mit Rom und dem Kaiser nicht leben ließ, warum dann dieses borniert schlechte Gewissen, schismatisch zu sein? (Diese Denk- und Lebensunfähigkeit wird gern mit dem Namen „deutscher Idealismus" belegt.) Warum das Mißtrauen und die Blindheit gegen natürliche Bundesgenossen wie die Zwinglianer, die ihre gleichen Nöte um eine Silbe verschieden äußern, warum die Entfremdung von den feingeistigen Humanisten? Man wirft Luther sinnlos vor, daß er die Bauern desavouierte, um sich opportunistisch, die einzig wahrhafte Macht, die Fürsten, zu erhalten. Warum mußte er aber

[1]) Lavisse-Rambaud, IV, 381.

dann wieder deren Schmalkaldische Einigkeit durch seine Intransigenz gegen Zwingli sprengen? Infolge der Blindheit und Rückgratlosigkeit der deutschen Fürsten geht Holland verloren, und damit für Deutschland die Möglichkeit, eine Seemacht zu werden.[1])

Die einzige große, klares wollende Gestalt der Zeit ist Philipp der Großmütige von Hessen, der den politischen Charakter der protestantischen Bewegung am stärksten betonte und, mit Frankreich und dem katholischen Bayern im Bund, im Begriff stand, ein von Wien und Rom unabhängiges Deutschland vorzubereiten. Er allein besaß den Tatsachensinn, der Luther und den Schwärmern fehlte, und zugleich die hohen Gesichtspunkte, die dem ziellosen Raubrittertum eines Sickingen fern sind. Ich kann mich dem Reiz der müßigen Träumerei nicht verschließen, was aus Deutschland geworden wäre, wenn, statt von Mittelmäßigkeiten, Philipp, wie Heinrich IV. von Frankreich von einem Coligny und einem Condé bedient gewesen wäre, die kaiserlichen Truppen besiegt und ein deutsches, meinetwegen protestantisches Königreich gegründet hätte, mit der mitteldeutschen Main- und Rheinzone als gesegnetem Mittelpunkt? Philipp besitzt Größe, sein Scheitern liegt nicht an ihm, sondern an der teutschen Tumbheit, die wie ein unberechenbar herabfallender Dachziegel seine Kraft zerschmetterte. Die Fürsten wenden sich von ihm ab wegen seiner etwas komplizierten Eheverhältnisse. Ich glaube in keinem anderen modernen Land sind jemals Realitäten in solchem Maße den Moralitäten geopfert worden[2]). Und von was für Leuten! Von moralisch entrüsteten Raubrittern. Existierte dieser Typus überhaupt in einem anderen Land? Lebt er nicht bei uns noch fort in dem bärbeißigen Schutzmann, dessen Schamgefühl verletzt wird, wenn er auf nächtlicher Bank ein Liebespaar überrascht, oder in den Beamten, welche, die Rohheit des Korpsstudentenlebens hinter sich, unseren Kolonien die tüchtigsten Leute entziehen, weil sie sich auch im Alkoven über das Mittelmaß tüchtig erwiesen haben?

Was hatte die Gestaltung Deutschlands mit den zufälligen Schlafzimmergewohnheiten eines ungewöhnlich hervorragenden Fürsten zu tun? Solche fundamentalen Lebensirrtümer — soll man von Dummheit, Heuchelei oder Feigheit reden? — werden bitter gebüßt. Die Schlacht bei Mühlberg begrub für Jahrhunderte die Hoffnungen auf ein unabhängiges Deutschland. Jenes unsachliche, gesinnungslose Schwanken der deutschen Fürsten zwischen Frankreich und Oesterreich beginnt, das ewige Schielen, von welcher Seite ein bischen mehr Vorteil zu haben ist, das eigentlich erst mit der Schlacht bei Königgrätz für immer unmöglich wird. Zwei Jahrhunderte lang, während andere Völker bedeutende Gestalten hervorbringen und glänzende Zustände schaffen, gibt es bei uns nichts als lumpigen Einzelhader, dessen Motive sich konfessionell maskieren. Deutschland wird zum Schlachtfeld Europas. „Der dreißigjährige Krieg hatte nicht wie der hundertjährige den Charakter eines Nationalkampfs, eines dieser Völkerduelle, welche die Länder zwingen, ein klares Bewußtsein ihrer Individualität zu entwickeln.“ Als „irregulare aliquod corpus et monstro simile“ erscheint Pufendorf das Reich (de statut imperii germanici). In diesem Zustand schalten diese lächerlichen Despötchen, Nachahmer von Versailles, welche die Bevölkerung in jener Servilität vor allen höher Stehenden,

[1]) Treitschke, Aufsätze II, 415ff.

[2]) In dem modernen England bietet freilich der Fall Parnells eine Analogie.

Fürsten, Adeligen, Beamten, Pfarrern, Titulierten jeder Art erhalten, die heute noch so viele Schichten in Deutschland auszeichnet.

In England, Holland und Schweden deckt sich der Protestantismus mit dem Nationalismus. Sein theologischer Charakter spiegelt sich nur noch in unwichtigen Formelstreitigkeiten unbeschäftigter Hirne. In Deutschland zerreißt der Protestantismus die Nation in zwei Teile. Auch heute noch ist der Kulturbesitz der einen Hälfte ein sittlicher und religiöser Anstoß für die andere, gar nicht zu reden von den zahllosen Spaltungen, welche die nicht katholische Hälfte in sich aufzuweisen hat.

Die Fürsten, zu ängstlich, sich von dem anachronistischen, römischen Reich ganz zu lösen, zu hart, ganz darin aufzugehen, vor allem zu klein und egoistisch, um sich untereinander zu einigen, haben stets ihre Sache und deren natürliche Bundesgenossen verkannt oder nur halb erkannt: Philipp den Großmütigen ebenso wie Gustav Adolf, ja vielleicht Napoleon; denn ob Preußens Enthaltung vom Rheinbund nicht auch eine der versäumten Gelegenheiten der deutschen Geschichte war, darüber läßt sich bekanntlich streiten. Jedenfalls war die Entwicklungstendenz des liberalen Staats Friedrichs des Großen dem modernen französischen Geiste ohne Revolution in organischer Entwicklung nähergekommen, als den Ländern des Erzhauses Habsburg, aber Friedrichs Erben waren ängstliche, nach dem Kaiser schielende Romantiker. Es ist ein deutscher Zug, eine Fessel, von der man sich innerlich befreit hat, freiwillig weiterzuschleppen, weiß Gott warum? Aus Aengstlichkeit, um keinen Anstoß zu erwecken, oder aus wahrer Bescheidenheit? So schließt intransigenter Protestantismus den mystischen Respekt vor der Kaiserkrone nicht aus. Diese Verirrung haben gerade unsere konservativen Politiker und Geschichtsschreiber — besonders Paul de Lagarde und Treitschke — bitter beklagt. So wollte Luther reformieren, und fürchtete sich schismatisch zu werden; so wollen wir heute wissenschaftlich und doch nicht unchristlich sein, die moderne Kunst anerkennen und doch kaiserlich bleiben, große Geschäfte und Weltpolitik treiben und den Schein einer engen Moral wahren. Man verwechsle nicht jene Scheu vor dem Entweder — oder mit Toleranz. Es ist mangelnder Tatsachensinn, Aengstlichkeit des Wollens und Konfusion des Denkens. Gustav Adolf, der kraftvolle, entschlossene Schwärmer, von Richelieus Geld und Intelligenz gelenkt, muß deutschen Fürsten sein Bündnis mit Gewalt auferlegen; um den Kurfürst von Brandenburg zu gewinnen, läßt er seine drohende Armee auf Berlin marschieren. Kein übler Charakter!

Am vollkommensten von der politisch-wirtschaftlichen Entwicklung getragen, sehen wir den Protestantismus in England. Hier führt er über die Gewissensfreiheit hinaus zur nationalen und politischen Freiheit. Während in Frankreich der nationale Gedanke bald in einem freilich glänzenden, nur in einem engen Bezirk fruchtbaren Absolutismus aufgeht, führt er in England — via Cromwell — schnell zu einer Verfassung, die früh ein modernes Staatsleben ermöglicht: Die Habeascorpusakte und die Preßfreiheit begründen jene moderne, bisher unerhörte Unabhängigkeit des Individuums. Die kurze Schreckenszeit der englischen Revolution war dem Volke sogar heilsam. Sie hat ihm jenen unüberwindlichen Haß gegen das Säbelregiment eingeflößt, der es in England heute noch als unschicklich erscheinen läßt, wenn sich ein Offizier außerhalb des Dienstes in Uniform zeigt. —

Schluß folgt

Capriccio / Von Helene Gottheil

Der Kellner lächelt immer wieder, wenn ich — ich ganz allein in das verschwiegene, lauschige, abgesonderte Zimmer komme. Es ist dunkelrot und gold und ist unglaublich warm; man friert nicht, wenn man allein darin ist. Nein, ich friere nicht. Ich sitze wie immer an dem schmalen Tischchen, an dem sich zwei Personen nicht aufhalten können, ohne sich zu streifen — ganz leise, nur daß die Sehnsucht kommt, wie flüchtiger Champagnerschaum, und wieder vergeht — doch aus dem Grund des Glases steigen die leichten Bläschen auf, die so seltsam prickeln — und berauschen — —. Aber ich sitze allein, und trinke den dunkelroten, schweren Wein, der die Wärme wohlig im Körper verbreitet, ohne daß äußerliche Reizmittel dazu kommen. Roter Wein ist für Einsame. Wenn meine Hand ans Glas faßt, dann klirren meine großen Ringe — der leise Ton läßt die Stille um mich einen Augenblick wehmütig erzittern, und der scharfe Stein gräbt eine feine Linie in dem hellen Kristall — früher trug ich keine Ringe — sie hätten die schmalen, kosenden Finger geritzt, die meine Hand streiften. Und drüben an der Wand hängt einsam mein schwerer Pelz — nicht wie sonst dicht neben einem raschelnden, duftigen Etwas aus köstlichen Spitzen und exotischen Seiden — — meine jetzige Geliebte trägt einen unsichtbaren Nonnenschleier um ihre reine Stirn — meine Geliebte ist keusch und streng, und immer bei mir. Sie sitzt an meinem Tisch und spricht zu mir, ohne daß jemand es hört — — sie streicht über meine beringte Hand, ohne sich zu verletzen — sie ist hüllenlos vnd schön — und erweckt doch kein heißes Sehnen — meine Geliebte. — — Von drüben, wo die vielen Menschen beisammen sitzen, hört man Lachen und Summen und Gläserklingen und bunte Musik, die wie eine Wolke über dem allen schwebt, als ob sie das Lachen und das Leben in sich konzentriert hätte, und sich jubelnd vor lauter Erdenglück emporschwänge und schwebte — sie schwebte wie ein Gruß aus jener Welt, in der man gedankenlos und glücklich nur Festtage feiert. Das ist das Bild meines Lebens. Ich bin abgetrennt und weltfern — durch meine keusche Geliebte, die sich nur in der Einsamkeit finden lassen wollte — ihre weißen, kühlen Arme winkten zu verführerisch — ich mußte ihnen folgen. — — Und nun, meine Vergangenheit, Du fernes Schloß — Du ewig verhüllter Gral — trinke ich Dir zu! Du bist wie eine Mainacht, an deren Entzücken man sich im Herbst mit fast ungläubigem Staunen zurückerinnert. Ach, Du mein unendlich geliebter Lenz! — — Drei Frauen nur sind durch mein Leben gegangen, die ich liebte. — Die erste hatte lachende Augen und war ein Kind und war unendlich schön — wir lagen uns besinnungslos und wunschlos im Arme — sie war meine Jugend! Doch als ihre kindliche Gestalt zum Weibe gereift war, riß ich mit meinen ungestümen, vor Verlangen zitternden Händen die letzten Hüllen von ihr — — und sieh! ich hatte ein anderes Weib im Arm — berauschend wie die Sünde, mit giftvoll süßen Lippen, die mich den Kuß des höchsten Liebesentzückens lehrten — und ihre Schleier, die zerrissen zu unseren Füßen lagen, wurden Flammen, die in blutrotem Leuchten über uns zusammenschlugen — — im Feuer haben wir uns gefunden. Ich gehörte ihr unaufhörlich, mit ewig neuem Verlangen, ich habe mich in verzweifelter Glut an ihren Leib geklammert, in der steten Furcht, sie zu verlieren — ich dachte, das Feuer müßte einmal erlöschen, und der nackte, graue Tag wieder Schleier spinnen, die mich von meiner Liebe trennten. Die Flammen sind nie erloschen — — — aber sie haben mein Herz verbrannt. Doch es war

ein so heißer Schmerz, daß meine Hände niedersanken, die in Anbetung zu meiner Gottheit erhoben waren. Das hat sie erzürnt. Sie hat mir nie wieder ihr Antlitz gezeigt. Ich hatte die Liebe verloren. — — Und wenn ich nun weiter die Vergangenheit ansehe, dann kommt ein graues, ödes Feld — das ist mein Ich zu jener Zeit. Doch zum Ende jenes Feldes kommt eine nackte, schöne Frau geschritten, deren Anblick doch kein Sehnen erweckt. Sie trägt einen grauen Nonnenschleier und ihre kühlen Arme winken. — Ich habe die blasse Frau geküßt und ihr gehöre ich nun. Sie ist immer bei mir — — in dem roten Wein da vor mir spiegelt sich mein Gesicht und aus mir selbst leuchtet mir das Gesicht meiner letzten Liebe entgegen — — das ist die Ruhe. Und über uns schwebt die Wolke von Musik und Menschen und Leben — — — göttlich nah und ewig fern.

Memoiren / Von Annette Kolb

Es mehren sich in letzter Zeit die Angriffe auf Wagners Charakter.

Eine Anzahl von Menschen, die heute mitten im Leben stehen, sind Wagnersche Produkte. Damit meine ich, daß der charakteristische Zug ihrer Denkart und ihrer Geistesrichtung durch Wagners Erscheinen in der Welt bestimmt wurde, indem sie gerade in ihrer Eigenart dem von Wagner geschaffenen Boden angehören, mithin die neue Prägung ihres Wesens es ist, die jenem Mächtigen entstammt.

Denn auf Wagner gelten in so hohem Grade die Worte Wilhelm von Humboldts über den Einfluß des Genies, daß es in seiner Zeit Keime lege, die sich den künftigen Geschlechtern mitteilen, und noch lange fortentwickeln, selbst wenn ihre Werke dereinst zu veralten beginnen sollten. Die eigentümliche Macht und Tragweite der „Fortentwicklung" Wagners liegt in seinem dem Leben so tapfer zugewandten, so weitausgreifenden Idealismus.

Gerade deshalb muß er dem Philister — nach wie vor — und im weitesten Sinne, die meisten Angriffsflächen und Anlässe zu Mißverständnissen bieten.

Ein solcher Philister erzählte mir neulich eine lange Geschichte, zum Beweis, wie „unerfreulich" und wie „taktlos" Wagner als Mensch, besonders in Geldfragen, gewesen sei. Es sei doch erwiesen, daß seine Rücksichtslosigkeit, sowie der stark merkantile Zug in ihm so manche Anhänger auf das peinlichste berührte.

Was diese Anekdote mir da plötzlich veranschaulichte, war Wagners ungeheurer und ungeheuerlicher Gegensatz zu unserer von Pfennig und Mark so gravitätisch eingedämmten Welt; es war die Forderung, daß sich ihr Bild auch dem Auge eines Richard Wagners in ungeminderter Wichtigkeit darstellen, und er mit der üblichen konventionellen Breitspurigkeit an sie heranzutreten habe. Woran es ihm ja sicherlich gebrach, war der Sinn, der Respekt für den objektiven Wert des Geldes, die Fähigkeit, es nicht nur als Mittel, sondern als Begriff zu würdigen.

Der verstorbene sächsische Gesandte in München, Fabrice, erzählte mir einmal, er sei als junger Mensch, kurz vor der Verbannung des damaligen Kapellmeisters Wagner, den er vom Sehen kannte, in Dresden hinter ihm hergegangen und Zeuge eines seltsamen Vorgangs geworden. Er sah einen dürftig gekleideten Menschen auf Wagner zugehen und ihn aufhalten. Dieser fuhr hastig in seine Taschen, zog aber aus keiner etwas hervor. Plötzlich entledigte er sich seines Mantels, warf ihn dem Darbenden zu und eilte weiter.

Als ich später in den Wagner-Liszt-Briefen die Stelle las, wo der verbannte, nach Zürich verschlagene Wagner bei seiner Niederlassung darüber klagt, daß er kein Geld habe (natürlich!), aber bei der anbrechenden Kälte auch keinen Winterrock, da mutete es mich kurios an, daß ich vielleicht die einzige war (denn

Fabrice war längst tot), die zufällig wußte, was es mit diesem fehlenden Garderobestück für eine Bewandtnis habe. — Es fällt mir nicht ein, diese kleine Begebenheit als „rührendes Stückchen" bringen zu wollen. Ich finde sie nur höchst charakteristisch für Wagners Verhalten. Ich glaube nämlich, daß wir uns nur sehr schwer einen Begriff machen können, wie unsäglich mittelbar und unwesentlich Geld und Besitz sich der Psyche eines Richard Wagners darstellten, der bei alledem hartnäckig in Geldnot geriet und mit der Ungeduld und Gereiztheit eines Kindes davon befreit zu werden verlangt. Daß seine Freunde hierin oft schweren Stand mit ihm hatten, wird niemand leugnen. Leicht mochte es da nur einem König fallen, Wagners unverbesserliches Mißverhältnis zum praktischen Leben vollkommen richtig einzuschätzen; sofern ein König — und selbst unter ihnen hat es noch wenige gegeben, welchen die „königliche Ader" in so intensiver Reinheit eigen war, wie dem jungen Ludwig II. — stets im Genie den heimlich ebenbürtigen Genossen spürt. In welchem Nachteil erschien indessen Wagner, dessen Idealismus im Kampfe mit den jämmerlichsten Dingen sich durchringen mußte, im Lichte unserer gut bürgerlichen Anschauungen wohlvermählten Welt! Gehört ihr das Genie doch auch nur halbwegs an, der Mission halber, die es zu erfüllen hat. Ihr lebt es denn auch mit einer Stärke und Ausschließlichkeit, die genau den Schein der Rücksichtslosigkeit und des Egoismus tragen kann.

Daß nun ein so großen Zielen zugewandter Sinn das Naheliegende oder außerhalb seiner Bahn Befindliche übersehen oder nicht nach Gebühr beachten wird, ist unvermeidlich; denn die Grenzen des inneren Vermögens sind durch die menschliche Natur scharf abgesteckt.

Noch eines: je genialer ein Mensch ist, desto mehr fehlt ihm jene Gegenständlichkeit, die den meisten Tagesläufen ihren stark kontrollierbaren Charakter gibt. Trotz seiner erhöhten Vitalität ist der Schwerpunkt seiner Natur dennoch außerhalb seines flüchtigen Daseins verlegt, daher der gleichsam provisorische Zug, die gleichsam zufälligen Reize und Werte, in seinem Wesen, die sein Bewußtsein oder seine Aufmerksamkeit festzuhalten verschmäht, und die er vergeudet. Es wird keiner ernsthaft bestreiten mögen, daß Menschen von Genie ebenso gut ihre Fehler und Mängel haben können als die Toren. Wenn jedoch Herder von einem Manne wie Goethe behaupten durfte, er sei zeitlebens ein großes Kind gewesen, so kann dies nichts anderes bedeuten, als den mächtigen Freibrief, der einem so außerordentlichen Wesen zusteht. Ist denn noch niemand aufgefallen, daß wir in dem Maße altern, als wir nichts taugen, oder nichts bedeuten, als unsere Mängel oder unser Unrecht eine verwesende Aktion auf unser Inneres ausüben? — Ich greife tiefer: Wie viele leben heute, und unter den Glücklichen vielleicht, deren Anteil an grausamen Geschicken täglich sich verstärkt! So sicher ist dies, als daß geheime Zaubersprüche walten (deren Formel wir nur nicht kennen) über die weniger sterbliche, die vollendete Kreatur. Freie sind's! — denn die Not, die eine mit der Erlesenheit ihrer Natur so tief zerworfene Welt ihnen bereitet, genügt! —

Aber vielleicht genügt dies den Moralisten nicht! Obwohl mir scheint, daß wir gerade in moralischer Beziehung unseren Großen nicht gerecht werden. Genie haben, und ein Genie sein, ist doch ein himmelweiter Unterschied! Ich sehe nichts sonderlich Verehrungswürdiges in dem Verfasser der Feen. In einem Sterblichen aber, der den Weg zurücklegte, der zwischen den Feen und Tristan und Parsifal liegt, in einem Ueberwinder von so unbeschreiblich hohem Streben erblicke und verehre ich allerdings einen der edelsten und adeligsten Menschen, die jemals lebten.

Notiz

Bei dem in unserer letzten Nummer veröffentlichten Aufsatz „Die Kaiserei" von Ed. Goldbeck ist durch ein Versehen die Bemerkung fortgeblieben, daß uns dieser Artikel von der Verlagsanstalt Marquardt & Co. zur Verfügung gestellt wurde. Sämtliche Briefe an den Deutschen Kronprinzen, von denen nur ein kleiner Teil im „Morgen" veröffentlicht ist, erscheinen in diesen Tagen als Buchausgabe im genannten Verlag. Die Bemerkung „Schluß der Serie der Kronprinzenbriefe" am Ende unseres Artikels bezog sich nur darauf, daß es der letzte der im „Morgen" veröffentlichten Briefe war.

Rundschau

Theaternotizen

1

Ein klassisches Drama, bei Reinhardt aufgeführt, bietet eine dreifache Ansicht: der Regisseur errichtete mit Hilfe eines begabten Zeichners das „malerische Symbol eines Dichtwerks“ (Gallimathias der Eingeweihten), das heißt, er bestimmte nicht nur Wärmegrad, Bewegung und den spezifischen Ton des Spiels, sondern auch die Phantasie des Dichters . . . Der Schauspieler gestaltete nach seinen Fähigkeiten das Bild eines Menschen, der ihm gleich sei, . . . und der Dichter mag zusehn, was von ihm übrigbleibt. — In den „Kammerspielen“ inszenierte Max Reinhardt den „Clavigo“, Felix Holländer im „Deutschen Theater“ den „Fiesco“. Der Fiesco Moissis erinnerte ebenso sehr an Goethe, wie Waldens Clavigo nach Schiller hinwies. Um Clavigo ist es schade; aber Fiesco wäre anders nicht genießbar gewesen.

*

. . Beregi ist zweifellos bestimmt, eine höfliche, von jugendlicher Erregung zitternde Konversation, die über eine intrigante Tragödie hinwegspielt, so lange mit Pathos zu laden, bis sie krachend aus allen Fugen geht. Aber sollte Walden, der Causeur Walden, nicht über den Takt verfügen, womit eine kleine, in Sprache und Gestus so angenehm überlegene Tragödie zu spielen wäre? „Clavigo“ wurde für eine Frankfurter Freitagsunterhaltung verfaßt, bei der Goethe dem Fräulein Münch die Cour machte; alle Ergriffenheit, Wut, Schmerz und Verzweiflung leuchten noch mit der großäugigen Liebenswürdigkeit des jungen Goethe . . Walden unternahm die gewagtesten Kletterpartien zu ebener Erde, er spielte in Luftsprüngen, er spielte Goethe . . wie man mit vierzehn Jahren Schiller versteht. Und Abel (auch er!) versetzte dem großbürgerlichen Carlos (der eine gemächlich agierende Weltanschauung ist, wogegen Wurm ein Teufelchen bleibt) einen Zuschuß von Bewegung und selbst Inbrunst, den allenfalls der kleinstaatliche Wurm ertragen hätte. Trotzdem bestand Abels warme und spröde, in wenige, steile Konturen zusammengedrängte Persönlichkeit zwischen den tumultuarischen Ausschweifungen Waldens und Beregis als eine fest gegründete Gestalt . . Hundert kleine Entzückungen, geschaffen, um mit Daumen und Zeigefinger liebevoll hochgehoben zu werden, umspielten schmeichelnd den Zuschauer. Der Vorhang teilte sich und Clavigos Zimmer erschien; da glaubte man an Clavigo. Es war ein Irrtum. Man faßte sich und erwartete nun, beim zweiten Akt, das hurtige, gepflegte Spiel seiner Worte und Gebärden, das Sichneigen, Sichbiegen seiner spanischen Herrlichkeit und den gallischen Stolz des Beaumarchais, — der nebenbei ein Abenteurer ist. Als die drei, Clavigo, Beaumarchais und Saint George sich am weißgedeckten Tisch in diesem strahlenden Salon niederließen, beugte man sich vor, um dem virtuosen Wohlklang der „Passagen“ zu lauschen, die der deutschen Sprache in diesem Streicherkonzert von einer Unterhaltung eine solche Fülle von wohlgebildeten und üppigen Tönen entlocken, wie es sie in unsrer dramatischen Literatur selten zu hören gibt . . In einem Rahmen, so still, reich und harmonisch, wie ihn kein andres Theater erfunden hat, erdrückten zwei Schauspieler, Walden und Beregi, das zarte, ein wenig hektische Gebilde, den Clavigo, unter dem Gewicht einer banalen Eigenschaft, die Kastrierte Temperament nennen.

*

. . . Der Dichter mag sehn, was übrigbleibt. Im Falle Fiesco ist es mir gleichgültig. Wie angenehm, dem zweifelhaften Genueser zu einer Zeit zu begegnen, wo er den Gang und die Stimme Moissis angenommen hat! Und zugleich mit ihm dem Gianettino Wegeners, dem Hassan Schildkrauts, und zwischendurch das recht zeitgenössische Bild der Frau Tilla Durieux am Spinett bewundern zu dürfen! Moissi: wundervoll, wenn seine Stimme gleich zu Beginn des ersten Aktes hinterm Vorhang des Festsaals lacht; einzig, wenn bei Gianettinos Worten „Den republikanischen Hund will ich sehen, der am Bären Doria hinaufspringt“ seine schmiegsame Gestalt in leichtem Sprunge vor den Doria niederkommt; der leise, wollüstige Gang, die schwärmende Stimme — all diese animalische Schönheit, die ihn befähigt, den Zauber gefühlvoller Spiele voll auszuströmen, und die ihn ausschließt von jeder Gestaltung, die Härten, Wildheit und eisige Größe will. Eine schöne Katze, die den tödlichen Sprung verlernt hat — oder: der Tiger als Haustier. Das war Moissi. Paul Wegener: ein Bild des Andrea del Castagno; Mischblut von der Rasse des schwarzen Mediceers. Unbezahlbar als Bandenführer, als Tyrann ohne Aufschub zu beseitigen. Wie ein Bär erhebt er sich, als er angefallen wird, und schlägt brüllend um. (In der „Giovanna“ des Dänen Sophus Michaelis fliegt einem Kondottiere,

der geruhsam an der Sonne sitzt und über seinem Glas roten Chiantis schwärmt, ein Bolzen ins Herz. Zuerst glaubt er, es sei ein Sperling, und scheucht ihn mit der Hand; dann schreit er, wie ein Tier, und beginnt die Welt zu verfluchen, die er verlassen muß. Ein ungeheuerlicher Fleischkeller ist sie, wo ganze Berge von Aas unterm stumpfsinnigen Himmel kreisen, ein Meer der Verwesung, in das er langsam versinkt . . Ich glaube es, daß diese Fabeltiere so starben. Sie hatten ein Maß, wobei ihr Tod zu einer Katastrophe wurde, einem kleinen Erdbeben, oder einem Einsturz.) Fiesco fällt ins Wasser und ertrinkt. Aber: da hier der Gipfel der Tragödie ist, von der unser Held abstürzt, da dieser Vorgang nicht eine ironisch pointierende Regiebemerkung von Shaw, sondern Schillersches Theater ist, sollte Verrina den Fiesco nicht nur so über Bord stupsen, sondern ihn in seinen herkulischen Republikanerarmen emporheben (Fiesco strampelnd: Hilf Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog) und ihn mit mächtiger Gebärde versenken. So stirbt der Knabe Fiesco, und Moissi hätte es vorzüglich gestanden . . Mein republikanisches Herz hätte wenigstens in diesem Augenblick Pathos verlangt, nachdem es die ganze Zeit vor Vergnügen über Diegelmanns Verrina gehüpft hatte. Ja, dieser Verrina . .

Ich hatte eine Vision! Der Kopf Mirabeaus erschien in einer Loge des ersten Ranges und grinste über das ganze Gesicht. (Aber den Knaben Fiesco hätte der Gewaltige mitgenommen zu den Vergnügungen im Haus des Herzogs von Orléans und von dort, am andern Morgen, in den Konvent. Am Abend hätte er ihm eine rosige Marquise zum Geschenk gemacht.)

*

Seit der Aufführung des „Fiesco" sind Tage verstrichen. Ich bin in andern Theatern gewesen, ich habe gelebt und geschlafen, ich bin an den Abenden spazieren gegangen, die jetzt, im Westen über Halensee hinaus, in den labyrinthischen Parkwegen Grunewalds ein Rausch von welkender Anmut und ganz die Abende der leise in ihrer üppigen Schönheit verfallenden Vierzigjährigen sind. Man sieht sie auf Veranden sitzen, in einen Schal gehüllt, mit blassen Gesichtern, die in der Dämmerung leuchtend werden. Manchmal hört man ihre Stimme. — Tage sind vergangen. Aber der Knabe Fiesco bleibt mir nah, der mit kleinen Schritten voll sinnlicher Tücke geht, und dessen Stimme warme Kadenzen singt. Auf dem Weg in meine zukünftigen Theatererlebnisse seh ich auch Fräulein Ella Barth vorwärtsstreben, deren Körper — mehr konnte sie in ihrer einzigen Szene nicht zeigen — die Ausdrucksfähigkeit einer berufenen Künstlerin besitzt.

2

Im „Berliner Theater" der „Clown" von Henry Bataille, geboren 1872 in Nimes, 1895 in die Literatur eingeführt von Marcel Schwob, der zu dem Gedichtband „La chambre blanche" das Vorwort schrieb. Noch im Jahre 1900 von den Symbolisten hochgeschätzt als der Dichter kindlicher Empfindsamkeit. „Er hat sich selbst wieder zum ganz kleinen Kind gemacht", steht bei Remy de Gourmont, Livre. des masques II. Seitdem ist er berühmt geworden. Vielleicht begann diese öffentliche Laufbahn mit dem Vers aus der „Chambre blanche": Mon enfance, adieu mon enfance. — Je vais vivre . . Das wäre wieder Balzacs Rastignac, der auf Montmartre steht und die Fäuste schüttelt: Paris! . .

Eine sehr originelle Begabung ist Bataille nie gewesen. Monelle, Marcel Schwobs zärtliche Schwester, machte ihn zum Dichter, Donnay lehrte ihn den Erfolg. Der „Clown" war eine Station; er ist unterdessen weiter gegangen. Sein verwandeltes Gesicht ist einprägsam geworden, er hat das traditionelle Pariser Gesellschaftsdrama mit ein paar wenigen, aber entscheidenden Zügen verändert. Seit Donnay, und durch Bataille, ist die Psychologie der Pariserin noch intimer (aber magerer), die Ironie noch schwermütiger (aber blasser) geworden. Porto-Riche ist ein Ruhm. Bataille nur ein Talent. Beide zusammen repräsentieren die jüngste Generation der französischen Dramatiker. Bataille wird gespielt, Porto-Riche läßt man nicht herüber. Aber müssen sie denn gespielt werden? Es ist so schwer! Man lasse sich ihre Dramen drüben von einer Schmiere vorspielen, aber man wickle sich in Geduld ein, man nehme die größte Dosis Gleichmut, wenn man hier in einem anständigen Theater etwas von ihnen hören will. Die Aufführung des „Berliner Theaters" war natürlich besser, als eine Darbietung der Schmiere in Avricourt sein kann. Dort wird den Poliche kein noch so oft dividierter Korff, den Saint Vast ein Herrn Clewing sehr unähnlicher Monsieur spielen. Die Damen werden von Demoiselles veranschaulicht werden, deren Beruf zweifelhaft sein mag. Der Regisseur wird nicht wissen, daß Regie eine Kunst (und gar in Berlin eine neue Magie, die himbeerrote!) ist. Aber es wird besser sein, viel besser. Die messieurs und mesdames werden Laune, Eile und Sicherheit haben. Sie werden das Tempo so schnell nehmen, wie ein Spiel von Worten, Empfindungen und Gebärden romanischer Menschen es verlangt. Wenn sie sitzen sollen, werden sie

sitzen. Wenn sie stehn sollen, werden sie ihre Beine benutzen, um darauf zu stehn. Wenn sie sich unterhalten sollen, wird es ersichtlich sein, daß sie nicht Monologe sprechen, sondern vielmehr sich unterhalten.

Das „Berliner Theater" ist eine große Bühne. Aber wenn Franzosen gespielt werden, ziehe ich Avricourt vor.

3

Es bleibt mir nur noch über den „Deutschen Grafen" von Vollmöller zu berichten, der im „Neuen Theater" aufgeführt wurde. Herr Schmieden gab den Grafen, Herr Wauer führte Regie. Von neunundzwanzig Schauspielern hatte einer Talent: Hans Ziegler, der den watteweichen Baron spielte. Während der vier ersten Akte blieb ich ruhig. Ich fand sogar, als Liebhaber von Memoiren, Vergnügen daran; die schönen Kostüme! . . Der letzte Akt ist ein Ungeheuer.

Niemals werde ich weise genug sein, diese Sphinx: das Berliner Theaterpublikum, zu verstehn. Einige hundert Menschen, die sich alle tödlich langweilten, blieben — es koste, was es wolle — sitzen, bis es richtig zu Ende war. René Schickele

Ludwig Wüllner

Wenn ich von Wüllners Kunst selbst noch nicht rede, das Gesamtkunstgebilde des Abends war eine Scheußlichkeit. Im großen Saale der Philharmonie, diesem Scheusal von Bauerei, Kleckserei, Lichterei und Stuhlerei, sitzen allerlei tausend von denen, die ausverkaufte Häuser machen, gut bürgerlich musikalische Leute, die sehr korrekt angezogen sind, sehr korrekt musikalisch sind und sehr korrekt nach jedem Liede klatschen, anstatt sich über Wüllners Programm die Haare zu raufen. Und verzweifelt schaut mein Blick auf ein Chaos von Stühlen, die auf dem Podium hinter Wüllner Parade stehen. Wer, zum Donnerwetter, ist denn für solche ästhetische Niederträchtigkeiten verantwortlich? Für diesen kahlen Bretterboden, diesen zwecklosen Haufen von philharmonischen Stühlen, diese plumpe Beleuchtung, halb Bahnhof, halb Warenhaus? Formlose Konglomerate von Glühbirnen fesseln und lenken ab durch ihre grandiose Lächerlichkeit, unverschämt viele und unverschämt helle Bogenlampen, die ergebenen Diener eines mit allem Raffinement der Geschmacklosigkeit gedruckten Textbuchs, wagen es, während des Gesangs weiter zu brennen und boshaft und beharrlich jenes Publikum zu beleuchten, das ausverkaufte Häuser macht, den Archibald Douglas kaum abwarten kann und an die Liedergötter Schubert, Schumann und Brahms nicht zu tippen wagt noch denkt.

Wüllners Programm taugte nichts; es war für den Haufen berechnet. Schuberts Wanderer am Anfang und der Douglas, dieser monumentale Diner-, Souper- und Vereinsschrecken, die überschätzte Komposition eines ebenso überschätzten Balladenmachers und märkischen Reiseführers stand am Schluß — hinter Hugo Wolf, vor den er gehört, und hinter Richard Strauß. Dazwischen stand viel öder Schubert, öder Schumann und öder Brahms: Schuberts Taubenpost und Sehnsucht, beide mit miserablem Text, dahinter die textlich quatschige, musikalisch läppisch-süße „Allinde" und das wiederum doppelt unbedeutende Lied im Grünen (ein Lied zum Auswachsen!). Weiter Schumanns Peter-Lieder, die erträglich sind, dann aber desselben „Aufträge" mit angeblich neckischem Text und dito schlechter Musik. Und nicht fehlen durfte: „Ueberm Garten, durch die Lüfte", das leider meine Schwester, meine Kusine und eine andere weitläufige Verwandte auch singen. Uebrigens ein Schumannscher Cantus sacrosanctus, aber, bei allen Göttern! es ist dicht am Kitsch. Weiter die „Mainacht" von Brahms, eine sehr dürftige Sache, und desselben mißlungene Komposition „Verrat". Am lautesten töne du, o Klage um Schubert! Schubert, lieber Schubert meiner sogenannten Jugend, da ich bei unmusikalischen Lehrern Klavierspielen lernte, da mein dicker Theorielehrer vom Gymnasium mir für ein Vierteljahrhundert einbläute, du seist der größte Liederkomponist gewesen (und sich dabei ein Stück puren Käses aus der weiten Hosentasche langte und in den Mund schob), Schubert meiner dämmrigen Pubertät, da wir dich im Gymnasialverein Polyhymnia exekutierten, Trost meiner in Ewigkeit verfluchten Gymnasialfolter, lieber Schubert, deine Lieder gehen mir verloren, nein, du warst doch kein großer Liederkomponist. Lieder hast du komponiert, aber du warst kein Liederkomponist.

Das Wesen der Liedkomposition blieb ihm verschlossen. Selbst in besseren Sachen, wie dem Doppelgänger, drängt sich das absolut Musikalische so stark hervor, daß jene sinnlosen Schnörkel und Verzierungen zustande kommen: „in die—hi—hi—se—em Hause" und „auf demse—he—he—helben Platz".

Selbst da, wo Schubert stärker zu charakterisieren versucht, gerät er auf den falschen Weg, auf dem alle nach ihm, auch Schumann und Brahms, Löwe und vor allem auch Hugo Wolf stehengeblieben sind. Sie illustrieren den Dichter musikalisch. Der Dichter spricht vom murmelnden Bach, sie murmeln mit Tönen: der Dichter spricht vom Winde, sie ahmen

Windgeräusch nach; der Dichter spricht vom Jagen, sie machen Hörnerschall. Billige Charakteristik! Nicht darin liegt das Dichtungs-Adäquate, sondern in der Schöpfung einer Melodie, die den dichterischen Gehalt auf jenem trasjendentalen Wege der Musik potenziert. Die kommenden Dezennien werden uns die allgemeine Einsicht in die Liedkomposition bringen. Unsere vergötterten Liederkomponisten müssen wir aber dann auf ihre Größe als absolute Musiker beschränken, und unsere gesamte Musikkritik muß sich entschließen, einen größeren Expansionskreis der Musik auzuerkennen. Sonst erstickt unsere Musik (wie unsere Schriftstellerei und unsere Schauspielkunst) im ewig wiederholten Klischee.

Bleibt Ludwig Wüllner selbst. Er stand von jeher im Rufe der Stimmlosigkeit. Ich habe ihn vor neun Jahre zum letzten Male gehört. Ich weiß nur noch, daß die Gewalt seiner Menschlichkeit, seines Erlebens mich auf die Stimme kaum achten ließ. Diesmal verstehe ich es nicht, wie dieser Ruf der Stimmlosigkeit entstehen konnte, so stark, so schön ist Wüllners Gesang. Aber was er singt, gibt ihm nichts. Er braucht einen wahren Liedkomponisten. Was er dann schaffen kann, zeigte das Beste des Abends, zwei Lieder von Sinding, die einzigen, in denen eine Charakteristik versucht ist. Ganz besonders in dem vorzüglich komponierten „Ein Weib“ von Heine wurde ein dreifaches Zusammenwirken von Dichter, Komponist und Sänger erreicht, wie ich es im Liedergesang noch nie gehört habe: eine Orgie an göttlicher künstlerischer Frechheit, hinter der Hugo Wolf und Richard Strauß verblassen. Die tun nur so.

Rudolf Blümner

Muthesius und Goya

Das Oktoberheft der vorzüglichen Monatsschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ bringt das Landhaus Muthesius am Nikolassee. Nach Muthesius gibt es gar kein Kunstgewerbe, sondern nur eine Architektur. Und nur sie kann denn auch das letzte Endziel allen Kunstgewerbes sein. Im Schutze eines Kiefernforstes erhebt sich das interessante Bauwerk, von dem Heft 23 verschiedene Abbildungen bringt. Die „Vereinigung zur künstlerischen Gestaltung von Marienfelde“ hat bereits den sehr nachahmenswerten Anfang gemacht, allen denen, die sich in der Gemeinde ein Eigenhaus bauen wollen, mit Rat und Tat zur Hand zu gehen. Die Vorwürfe, die Muthesius in dem erwähnten Oktoberheft gibt, sollten von dem Arbeitsausschuß der Vereinigung nicht unbeachtet bleiben. Und vor allem: wie wär's, wenn eine solche Vereinigung in Berlin ins Leben träte, die allen denen, die sich in und um Berlin Eigenhäuser bauen, unentgeltlich ihren Rat zur Verfügung stellte. Nur so wäre es zu erreichen, daß wenigstens da, wo das Machtwort des Kaisers keine Geltung hat, Bauten entstünden, die weder unser ästhetisches Empfinden verletzen, noch den aufdringlichen Geschmack des Parvenüs verraten.

Für die Sammlung klassischer Illustratoren (Verlag R. Piper in München), die uns Meier-Gräfes Buch über Hogarth brachte, hat Dr. Kurt Bertels ein kluges Buch über Goya geschrieben. Besonders zahlreich sind die beigegebenen Illustrationen, aber auch der Text bringt viel Gutes! Baltheserweisheiten wie diese: „Spanien hat keinen einzigen Musiker hervorgebracht, dafür ist beinahe jeder Spanier ein Musikant“, oder: „Gewiß ist Goyas Radiernadel ein Instrument, das an die Guillotine der Franzosen erinnert“. Der rechte Mann zur rechten Zeit, einer Zeit, die an die unsere erinnert. Der Aufstand der Comuneros gegen Karl V. war vergessen. Der unbedingte Gehorsam der treuen Untertanen steckte den Spaniern damals in den Knochen, wie den Preußen noch heute. In stummer Demut respektierte man widerspruchslos das Walten königlichen Gnadentums und das Schalten gewissenloser Beamten. Und während in Frankreich Robespierre und Marat wirken, schweifwedelt das spanische Volk vergnüglich weiter und steht stumm dabei, wie gar zu eifrig um königliche Huld bemühte Beamte das Recht mit Füßen treten und die Wahrheit unterdrücken. Klingt's nicht wie ein Bild unserer Zeit?

Und da steht Goya auf. Ein Riese! Ein Ankläger der Zeit, dessen Wirken eindrucksvoller, mächtiger und vor allem bleibender ist als die Heldenstücke blutiger Revolutionen. Erbarmungslos reißt dieser Goya den Fürsten den Talisman der Majestät herunter und zeigt der verblüfften Menge, was nun von ihrem Gottesgnadentum bestehen bleibt. „Der Affe malt den Esel, als ob er der König der Tiere wäre.“ Goya malt die vornehme Welt; aber hinter dem Flitter von Gold und Seide zeigt sein Pinsel die erbärmliche Seele. Halleluja! Wann wird uns dieser Goya erstehen? Kommt er, dann wollen wir mit Engelsgeduld und heiligernster Miene all die Lächerlichkeiten unserer Zeit noch weiter tragen. Aber wer gibt uns die Gewißheit? Sie, verehrter Herr Dr. Bertels, sind mit vielen der Meinung, das Volk mache den Helden, der Held sei das Produkt seiner Zeit. Welcher Zeit? Des Aufstiegs oder des Verfalls? Sie meinen das erste, und ich erwidere: Cervantes! Velasquez!! Goethe!! Und ich frage auf der anderen Seite: wen hat uns (außer Nietzsche) angesichts eines politischen

und wirtschaftlichen Aufschwungs ohnegleichen das Jahr 1870 gebracht?

Im allgemeinen will ich in einem Kunstwerk anfangs und endens nichts anderes sehen als den Künstler! Unter absoluter Abstraktion des Milieus. Der ganz wenigen einer ist Goya, für den das Wort Goethes: „Man fragt ums Was und nicht ums Wie“ auch für den Künstler seine Geltung hat. Denn in Goyas Caprichos steckt ein Stück Weltgeschichte. Die Zeit mit allen ihren Instinkten gibt er uns mit einer Rücksichtslosigkeit, die heute unerlaubt und doch so nötig wäre.

Ich habe schon von den Vorzügen der Bertelsschen Arbeit gesprochen; daneben fehlt's natürlich nicht an Gemeinplätzen, so wenn es heißt: „Goyas Lebensdauer fällt mit der Goethes fast zusammen.“ Was soll's? Das gleiche kann ich von der Lebensdauer meines Großvaters berichten, ohne dadurch sonderlich viel für seine Bedeutung vorgebracht zu haben. Solche Gemeinplätze wiederholen sich häufig und finden ihren Grund in der verstimmenden Absicht, unter allen Umständen geistreich zu sein. Um den Prachtkerl Goya kennen zu lernen, soll man neben Bertels (den ich unter allen Umständen und trotz mancher Bedenken warm empfehle) von Loga lesen.

Die Zeit muß man kennen, wenn man Goyas kulturhistorische — jawohl: kulturhistorische — Bedeutung ganz ermessen will. Bertels schildert nicht übel, wie zu dieser Zeit das Leben ein angenehmer Zeitvertreib, das Volk der notwendige Hintergrund, die Liebe ein Gesellschaftsspiel war. Im Schopenhauerschen Sinne? Nach ihm wäre ja der Liebesakt noch heute das beliebteste Gesellschaftsspiel, wenn nur die Folgen nicht so unbequeme wären.

Sie sprechen da auf Seite 12 „von der perfiden Klügelei der flämischen Schauermaler von Bosch bis Rops“. Erlauben Sie, verehrter Herr, daß ich zu widersprechen wage. Und zwar vornehmlich für diese beiden, Bosch und Rops, die für Sie Beginn und Ende dieser erklügelten Schauermalerei bedeuten. Wie Sie, um einen Dichter zu verstehen, in Dichters Lande gehen müssen, so bedarf es genauer Kenntnis der Seele eines Künstlers, ehe man das Recht hat, ihm verstandesgemäße Mittelbarkeit des Schaffens vorzuwerfen. Sind Sie im Satanismus zu Hause? Dann werden Sie fühlen, daß Rops' Arbeiten seiner unmittelbaren Gefühlswelt entspringen. Ja, daß selbst Wiertz — um gleich den unkünstlerischsten zu nennen — nie perfide geklügelt, sondern, wenn auch im Wahne, gesehen hat, was er malte. „Unmittelbarer Bericht des Augenzeugen“ (wie Sie's nennen) hier wie dort.

Arthur Landsberger

Berlin

. . . Wir sind Ideologen ohne Ziel, Abenteurer ohne Erlebnis. Wir glühen vor Begeisterung und wissen ihre Form nicht zu bestimmen. Berlin ist die Stadt des zuchtlosen Temperamentes. Die Geschehnisse werden mit Hitze geladen, gleiten ohne Reife zur Frucht und bleiben ohne Samen. Und doch hat Berlin nicht die Absicht des Amerikanismus, das Gehirn durch Elektrizität zu entlasten: es hat den kontinentalen Ehrgeiz, die Hauptstadt zum Bewußtsein zu bringen. Berlin ist die Atmosphäre, in der die Dinge leuchten: es gibt ihnen ein intellektuelles Warenzeichen. Das ist die berliner Geste, die den Rest Deutschlands zur Provinz entwertet: die dekorative, aber unschöpferische Kraft Berlins, das Erbe der ahnenlosen, beziehungslosen Stadt, die ihr Gesicht dem gewerblichen Sinn unterordnet, ohne auf den Anspruch repräsentativen Deutschtums zu verzichten. Und diese Stadt ist die Heimat von Menschen: das Haus der Unsinnlichen, der Wanderer, die nur Wege sehen. Vielleicht finden Sie es nun begreiflich, daß man nachts durch eine schwach beleuchtete Straße gehen kann, bedrückt von schweren Häuserreihen, von der dumpfen Lust dieses Daseins vor nervöser Begeisterung zitternd, überwältigt von dem Gefühl: bald wird das alles erwachen, sich zu einem zischenden, pfeifenden Organismus beseelen, zu einer ehernen Landschaft von elektrischen Bahnen, eilenden Menschen, Automobilen, die ineinandergreifen wie ein unglaublich zarter Präzisionsmechanismus. Und dann, aufgerissen von der betäubenden Wirklichkeit dieses Daseins, im Hintergrund das Gefühl unbedingten Mittelpunktlebens aus einem Zufall der Geburt heraus, mit einem Eigentumsrecht auf alles: wie ungeheuer ist der Eindruck dieser großen Stadt — unserer Heimat.

Rudolf Kurtz

Masken

2/ Sarah Bernhardt

Mistreß Bernhardt von Paris wird vorlesen in einem guten Meeting ihre eigene Tragedy: „Notre-Dame de Salon.“ Sie wird ausstellen im Parlor ihr Porträt gemalt von the great Whistler mit seiner eigenen Hand für ihre Art Gallery: „Fife o'clock-Gotik.“

Mistreß Bernhardt wird kaufen das famous Pariser Haus „Photographies Reutlinger“ und wird machen daraus das Etablissement „Cinéma Reutlinger“. Sie wird sich lassen kinetoscoping in diesem ihrem eigenen Etablissement, wenn sie modelliert noch einmal in echten Marmor sämtliche works of plastic von Carpeaux.

Sie wird darauf bauen a new Kammerspielhaus, das nur hat vierte Gallerie. Sie wird dort spielen Nora with a Gummikragen.

Sie wird verteilen selbst an alle Besucher vollständig umsonst a instructif Essay: „Die Monumentalität der Kosmetik."

Mistreß Bernhardt wird nie aufgeben den Versuch zu zeigen in Berlin einem Parterre von differenzierten Zimmervermieterinnen, was ist Kultur der Epidermis.

Ludwig Rubiner

Politische Gedichte

Luftschiffe

Kennt ihr das Diplomatenchor?
Es kommt mir wie ein Luftschiff vor,
In dem mir vorteilhaft vereint
Das Lenksystem dem alten scheint. —
Wie dieses treibt es willenlos
In blauer Atmosphäre,
Und gibt doch Parseval und Groß
Und Zeppelin die Ehre.

Es treibt bald rechts, es treibt bald links,
Treibt bald im hohen Bogen rings,
Steigt bald zu Höh', wird bald gesenkt,
Wird bald gestreckt und bald verrenkt.
So fliegt's im Winde auf und ab.
Nichts Hübscheres ist denkbar:
Dies Luftschiff ist gleich starr wie schlapp,
Gleich steuerlos wie lenkbar.

J. Diot

Die Gesellschaftssteuer

„Es ist neuerdings in der Presse viel von der Dividendensteuer die Rede gewesen. Wenn das Reich den Einzelstaaten die Besteuerung der Einkommen überläßt, so kann es unmöglich eine besondere Art des Einkommens noch seinerseits besonders besteuern. Es geht nicht an, auf den Kapitalmarkt und seine Erscheinungsform, die Börse, einseitig loszustürmen; er könnte sonst in Zeiten, in denen das Reich und die Staaten dringend auf ihn angewiesen sind, wie bei kriegerischen Verwicklungen versagen". Diese Worte schrieb im Oktoberheft der „Deutschen Revue" Staatsminister Sydow in seinem bekannten Aufsatze über die Aufgaben und Wege der Reichsfinanzreform. Wenige Monate zuvor, im Juni dieses Jahres, hatte der Geheime Oberfinanzrat Dr. Strutz aus dem preußischen Finanzministerium in der „Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung" einen Vortrag gehalten, worin er für die Einführung einer Dividendensteuer eintrat. Was ein in hervorragender Stellung tätiger preußischer Beamter empfiehlt, wird also vom Reichsschatzsekretär verworfen, wird sogar als „einseitiges Losstürmen" auf einen Erwerbszweig bezeichnet. Und noch mehr: das eben vom Bundesrate abgelehnte Projekt wird, drei Wochen nach Sydows Offenbarung, in veränderter Form, vom König von Preußen in der Thronrede feierlich verkündet und als Gesetzentwurf „den edlen, erlauchten und geehrten Herren von beiden Häusern des Landtages" zur Genehmigung vorgelegt. Freilich mit einem anderen Titel; es heißt nicht mehr „Dividendensteuer", sondern „Gesellschaftssteuer"; aber im Prinzip kommen beide Steuervorschläge auf dasselbe hinaus. Vielleicht wollte man den ominösen Titel „Dividendensteuer" nur deshalb nicht wählen, weil Herr Sydow sich so „einseitig" dagegen ausgesprochen hatte; vielleicht auch, weil die neue Gesellschaftssteuer nicht bloß die Gewinne der Aktiengesellschaften (und Kommanditgesellschaften auf Aktien), sondern auch diejenigen der eingetragenen Genossenschaften (soweit ihr Geschäftsbetrieb über den Kreis ihrer Mitglieder hinausgeht) und der Konsumvereine treffen will. Das Grundprinzip einer Dividendensteuer besteht darin, den durch Kapitalanlage in einem bestimmten Teil gewerblicher Unternehmen ohne persönliche Arbeit erzielten Gewinn zu besteuern. Sie ist demnach, genau so wie die Couponsteuer, eine Kapitalrentensteuer und hat mit ihr auch noch das eine gemeinsam, daß beide nur einen Teil des aus dem Kapitalbesitz fließenden Einkommens umfassen; denn steuerfrei bleibt die Kapitalbeteiligung durch Hypothekenbesitz, durch Einlage bei einer offenen Handelsgesellschaft, stillen Gesellschaft usw. Der Unterschied zwischen der Dividendensteuer und der Couponsteuer besteht wieder darin, daß jene nur die Kapitalbeteiligung bei gewerblichen Unternehmungen umfaßt, diese aber in weiterem Umfange auch den ohne Arbeit erzielten Gewinn einer bestimmten Kapitalanlage. Trotz dieser Aehnlichkeit gibt es eine ganze Reihe von Momenten, die für die Dividendensteuer, aber gegen die Couponsteuer sprächen; vor allem das wichtige (in der Diskussion merkwürdigerweise nicht beachtete), daß von der Steigerung der Dividende, abgesehen von den durch Tantiemen interessierten Vorstands- und Aufsichtsratsmitgliedern der Aktiengesellschaft, der Aktionär nur dann einen Vorteil hat, wenn er die Aktien zu einem durch die Dividendenzahlung gestiegenen Kurse veräußert. Von der Dividende selbst hat der Aktionär gar keinen Vorteil, weil diese durch den börsenmäßigen Kursabschlag ihm wieder verloren geht. Nur unter der (so gut wie niemals eintretenden) Voraussetzung, daß der Kurs eines Wertpapieres sich nicht verändert, ist der

Aktionär in seinen Kapitalerträgnissen von der Höhe der Dividende abhängig. Darum wurde auch die Dividendensteuer immer in der Form in Vorschlag gebracht, daß (staffelartig) die hohen Dividendenerträgnisse mehr betroffen werden sollten als die niedrigen. Ob die Steuer von dem den Dividendenbezug genießenden Aktionär oder von der Gesellschaft erhoben wird, ist jedoch prinzipiell gleichgültig. In beiden Fällen ist der Zahlende der Aktionär, dessen „müheloses" Einkommen ja auch getroffen werden soll. (Aehnlich liegt der Fall bei der Tantiemesteuer, die das Reichsgericht deshalb für eine direkte Steuer erklärt hat.)

Aus diesem Grunde ist auch die Gesellschaftssteuer nichts anderes als eine versteckte Dividendensteuer. Nicht weil sie das Einkommen der Aktiengesellschaft trifft, sondern weil die Höhe der Steuer nach dem Reinertrag im Verhältnis zur Höhe des Aktienkapitals bemessen wird. Darin kommt der Grundsatz zum Ausdruck, eine hohe Rentabilität des Kapitals entsprechend höher zu versteuern; mit anderen Worten die Dividende als solche heranzuziehen. In der Begründung des Gesetzentwurfs über die Gesellschaftssteuer will man freilich den Eindruck, als ob es sich um eine Dividendensteuer handele, verwischen. In nicht ungeschickter Form führt der preußische Finanzminister (hinter dem sich wohl Oberfinanzrat Dr. Strutz verbirgt) ein ganz neues Argument in die Debatte. Die physischen Personen werden, so heißt es, in Preußen nicht bloß zur Einkommensteuer, sondern auch zur Ergänzungssteuer herangezogen. Diese fällt aber bei den steuerpflichtigen Gesellschaften fort, und so könnte in Frage kommen, die unvermeidliche Mehrbelastung durch Heranziehung der Erwerbsgesellschaften zur Ergänzungssteuer zu erzielen. Das klingt sehr plausibel; aber wie löst Herr von Rheinbaben dieses Problem? Das bei den physischen Personen zur Ergänzungssteuer herangezogene Vermögen entspricht, so meint er, „in der Hauptsache" den Reservefonds der Gesellschaften. Die zu besteuern, wäre aber nicht angängig, weil dadurch nur noch die gesetzlich notwendigen Reserven gestellt werden würden und man somit einer soliden Geschäftsgebarung entgegenwirken würde. Der Einwand ist nicht minder zutreffend; aber vermag die Gesellschaftssteuer wirklich, wie die Begründung es darstellt, das reine Vermögen zu treffen? Herrn v. Rheinbabens eigene Worte sprechen dagegen. Wenn das Vermögen der Erwerbsgesellschaften hauptsächlich in ihren Reserven besteht, darf man nicht die Gewinne besteuern. Gewiß kommt es vor, daß eine Aktiengesellschaft nur deshalb in der Lage ist, hohe Dividenden auszuschütten, weil ihr gut gefüllter Reservefonds zinslos im Betriebe arbeitet. Aber diese Fälle bilden doch nicht die Regel; mindestens ebenso oft stammen die hohen Dividenden (trotz niedrigen Kapitals) daher, daß an der betreffenden Ware (durch Monopole usw.) ein hoher Produktionsgewinn erzielt wird. Man stelle sich doch einmal vor, eine Gesellschaft werde in Zukunft (aus irgendeinem Grunde) einen Teil der zu Reservestellungen benutzten Summen als Dividende an ihre Aktionäre verteilen. Dann sammelt sie geringes Vermögen, müßte also nach der Logik des Finanzministers auch wenig Gesellschaftssteuer entrichten. Statt dessen wird sie hierzu (infolge der Dividendenerhöhung) aber besonders stark herangezogen.

Herr v. Rheinbaben versucht für seine Begründung auch nicht einmal den Hinweis, daß Dividenden häufig durch angefüllte Reserven erhöht werden. Er hat sich nur berechnet, daß die durchschnittliche Steuerbelastung der physischen Personen mit Einkommen- und Ergänzungssteuer ca. 6% beträgt und glaubt daher für die Gesellschaftssteuer eine Staffel aufstellen zu müssen, die zu demselben Prozentsatz führen soll. Ob dies in Wirklichkeit der Fall sein wird, erscheint mir noch sehr fraglich. Die Begründung hätte als statistisches Material eine Tabelle aufstellen müssen, aus der hervorging, wie groß die Ueberschüsse der Erwerbsgesellschaften im Vergleich zu den in der Besteuerungsstaffel eingesetzten Kapitalgrößen sind. Statt dessen beschränkt sie sich auf die Durchschnittsziffer sämtlicher Aktienkapitalien der preußischen Gesellschaften und auf die Gesamthöhe der Ueberschüsse. Selbst wenn aber die Berechnung richtig wäre, so würde damit immer noch nicht bewiesen sein, warum gerade diejenigen Gesellschaften am höchsten besteuert werden sollen, die im Vergleich zum Kapital den höchsten Ueberschuß abwerfen.

Hierfür lassen sich Vergleiche mit der Ergänzungssteuer nicht anführen. Darum hätte man richtiger (und ehrlicher) gehandelt, wenn man die Gesellschaftssteuer offen als Dividendensteuer bezeichnet hätte. Dann aber hätte man auch keinen Grund finden können, um einen Teil der Genossenschaften und vor allem die Konsumvereine mit in die Steuer hineinzuziehen. Denn die Dividendenbezüge der Konsumvereinsmitglieder beruhen durchaus nicht auf „müheloser Gewinn"; sie unterscheiden sich sehr wesentlich von den Dividenden der Aktiengesellschaften. Sie bilden nichts anderes als den ziffernmäßigen Ertrag aus dem wirtschaftlichen Zusammenschluß der Mitglieder zu gemeinsamem Einkauf von Lebensmitteln; der Kapitaleinschuß spielt hierbei eine ganz nebensächliche Rolle. Bedeutete es schon eine Un-

gerechtigkeit gegenüber den Konsumvereinen, sie zur Einkommensteuer heranzuziehen, während man ähnliche wirtschaftliche Vereinigungen (besonders solche der Landwirte) ausnahm, so wird diese um so größer, wo es sich um die Gesellschaftssteuer handelt.

Freilich werden Umgehungen der Steuer die Regel bilden. Die Konsumvereine sind hierzu am leichtesten in der Lage, indem sie die Verkaufspreise der Lebensmittel herabsetzen und so den Gewinn teilweise steuerfrei an ihre Mitglieder verteilen können. Die Aktiengesellschaften werden ihr Kapital „verwässern" und auch hiermit die Steuer verkürzen können. In noch stärkerem Umfange aber werden sie dazu übergehen, an Stelle von Aktien Schuldverschreibungen auszugeben. Auch hierdurch tritt eine Abnahme der Steuer ein, denn bei ihrer Bemessung wird (neben dem Reingewinn) nur die Höhe des Aktienkapitals zugrunde gelegt. Durch die Emission von Schuldverschreibungen ohne genügende Aktienbasis wird aber eine Gesellschaft noch weit unsolider als durch zu geringe Reservestellungen.

Ich halte das Prinzip einer Dividendensteuer für gesund, sofern man nicht jede Steuer ablehnt, die mehr oder weniger den Charakter der Sonderbesteuerung trägt und etwas anderes ist als eine direkte Einkommensteuer. Aber mir scheint der vorliegende Entwurf auch unter dieser Voraussetzung noch mancher Verbesserung bedürftig zu sein. Bruno Buchwald

Neuerschienene Bücher u. Tonwerke

Es werden nur Werke aufgeführt, die eine Beachtung verdienen. Ausführliche Besprechung vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt

Horneffer, August: Erziehung der modernen Seele / Verlag Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig

Eisler, Dr. Rudolf: Grundlagen der Philosophie des Geisteslebens / Verlag Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig

Tarde, G.: Die sozialen Gesetze / Deutsch von Hans Hammer / Verlag Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig

Muthesius, Hermann: Die Einheit der Architektur / Betrachtungen über Baukunst, Ingenieurbau und Kunstgewerbe / Verlag Karl Curtius, Berlin

Napoleon III. auf Wilhelmshöhe 1870/71 nach Aufzeichnungen des Generals der Infanterie Grafen Mons / Herausgegeben von Tony von Held / Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Georgevitsch, Dr. Bladan: Die türkische Revolution und ihre Aussichten / Verlag S. Hirzel, Leipzig

Scholz, Wilhelm von: Deutsche Mystiker / Verlag Marquardt & Co., Berlin

Ruederer, Josef: Ein Verrückter, Kampf und Ende eines Lehrers / Verlag Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München / Dritte Auflage

Verantwortlich für die Redaktion: Eberhard Frowein, Charlottenburg, Lützowerstr. 6; für den Handelsteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52.

Eine Bibliothek für Vielbeschäftigte könnte man die neue Sammlung von Auswahlbänden nennen, die der Verlag von Robert Lutz in Stuttgart unter dem Sammeltitel: Aus der Gedankenwelt großer Geister herausgibt. Diese Auswahl-Bibliothek soll dem beruflich so sehr angestrengten modernen Menschen eine charakteristische Auswahl aus den Werken der Großen aller Zeiten bringen. Eine Wohltat für den gehasteten Menschen von heute, der keine Zeit mehr findet, sich der Lektüre bändereicher Werke zu widmen, aber doch das Bedürfnis fühlt, sich mit den unvergänglichen Werken der Größten der Vergangenheit bekannt zu machen. Das Unternehmen empfehlen wir dem Interesse unserer Leser, indem wir sie auf den beiliegenden Prospekt verweisen.

Preis M. 1.00, kleine Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kleine Tube Kr. 1.00

seit fünfzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen

P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG

LONDON E. C., Idol Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK